

heft

für literatur, stadt und alltag



Gleie
Dazu
Einen
Aus V
Einz
Deze
Mit w
Pfund
Bet, se
Viellet
Wird v
Wieso f
Arbeit:
Hosena
Stell d
II
Ich nur
Ein Au
Dann f
Wunde
Und in
Als Eki
Was zä
Gemä
Die Se
Gerne
Ein De
Stell di
I
Von K
B

sen
asser
ende k
ander Ke
Formulare,
korrupte
stellen,
wieder ke
omanbiete
taubte Wan
sführer, mu
enten, quils
rgerade Auto
chuh, neue S
aufschuhe, ve
ahnurrende Ka
mmern, selb
verdreckte
ne Neubaut
ushaltsentw
r wieder z
stwerke,
nte, er
itzke
verz,
gitzke

Rahmen des kul
aucht der Mensch
reibwerkstattpro
er 20 Interessierte
wie der ehemaligen
rzer Texte üben. N
tstandene Texte.

chnee 1

gteile
ier
eins
as
re

chnee 2

i sitzen
en
r
as Vanille
s Pflaster
spuckt

chnee 3

rschnitth
dem durchsch
die 1,8 Zentim
nntit phänome
rschnitthliche
he durchschnitth
r FETZT unvider
n Sie,
enscharfliche Unte
telweise auch rich
ste Umfragen
z klein und so weit
wir schon beim The
zu noch ein
r m...



Wenn der Winter kommt



hEFt in die Hand

Offene Redaktion am 1. Februar // 19:30 Uhr
Weinatelier Rue, Kleine Arche 1, Erfurt

Offenes Büro immer mittwochs // 17 bis 19 Uhr
Alte Salinenschule, Salinenstraße 141, Erfurt

Impressum

hEFt für literatur, stadt & alltag // Ausgabe 50 (14. Jg.), Januar 2018 // Erscheinungsweise: vierteljährlich zum Jahreszeitenbeginn // Auflage: 2.000 Stück, kostenlos // Herausgeber: Kulturrausch e.V. Erfurt // Redaktionsadresse: Krämerbrücke 25, 99084 Erfurt, Tel.: 0361 2115966, E-Mail: redaktion@heft-online.de, Netz: www.heft-online.de // Büroadresse: Alte Salinenschule, Salinenstraße 141 (Ecke Magdeburger Allee) // Bankverbindung Kulturrausch e.V.: Deutsche Bank, Erfurt, IBAN: DE 83 8207 0024 0165 4300 00, BIC: DEUTDE33HAN30 // Redaktion: Alexander Platz, Thomas Putz (V.i.S.d.P.), Kerstin Wölke, Kathleen Kröger, Benedikt Rascop, Annabell Küster, Marlene Borchers // Die Meinungen der Autor/innen spiegeln nicht zwangsläufig die Meinung der Redaktion wider. // Titelgrafik: Eugenia Heim // Layout & Satz: Steffi Winkler, www.winklerin.de // Druck: Gutenberg-Druckerei Weimar, www.gutenberg-weimar.de // Für Anzeigen bitte aktuelle Preisliste unter der Redaktionsadresse anfordern // Förder-Abo: 20 Euro für die nächsten vier Ausgaben. Abo ist nach Info und Überweisung der Summe auf o.g. Konto aktiviert und wird nicht automatisch verlängert // Texte sind willkommen (max. 10.000 Zeichen inkl. Leerzeichen), bitte auf Datenträger oder per E-Mail. Über eine Veröffentlichung entscheidet die Redaktion. Alle Rechte bleiben bei den Autor/innen. Die nächste Ausgabe erscheint Ende März 2018; Redaktions- und Anzeigenschluss: 22. Februar // hEFt wird gefördert durch die Landeshauptstadt Erfurt und die Thüringer Staatskanzlei. Herzlichen Dank auch an die Spender/innen.



Stadt & Alltag

- 4 Schöne Aussicht
 - 5 30 Jahre und endlich ein APPLAUS
 - 8 Die Telefonzelle – ein Stück vergangener Alltagswelt?
 - 10 Fragmente aus der Abseitsfalle
 - 11 Die 3 Fragezeichen
 - 13 Literatur und andere Spezialitäten
 - 15 Von Frauen und ihren Büchern
 - 17 Fünf Fragen an: Sandra Klaus
 - 18 Termine
 - 19 KULTURRIESE 2018
 - 20 Schritte. In drei Kapiteln.
-
- 24 50 x hEFt

Literatur

Wenn der Winter kommt

- 30 Mikrokosmos (Bagatelle)
- 31 Borsch – ein sibirischer Klassiker
- 34 Winterliedchen
- 36 Schneekugelsommer
- 38 Josh
- 42 Eine kurze Geschichte vom Winter
- 45 WinterWinter
- 46 Im Oktober
- 47 Mann vor Winter
- 50 Kalte Gedanken

- 51 Autor/innenverzeichnis

Liebe Leserin, lieber Leser,

es war kalt. Und es war dunkel. Das Publikum saß im Warmen und sah durch die großen Ladenfenster nach draußen. Da stand, eingehüllt in einen Wintermantel: der Autor. Er las vom Lesepult aus seinen Text ins Mikrofon. Drinnen hörten sie ihn aus den Lautsprechern. Dann begann es zu schneien.

Es war eine wirklich tolle Szene, die sich bei der hEFt-reliest im Dezember 2008 im und vor dem Waschsalon »Schongang« zutrug. Die Perspektiven waren verschoben. Wie mochte es dem Autor ergangen sein, der zitternd seinen Text vortrug, ohne eine Reaktion des Publikums zu bekommen. Denn das saß ja drinnen, im Dunkeln. Als der Text zu Ende gelesen war, durfte der Autor ins Warme und sich seinen Applaus abholen. Währenddessen warteten die nachfolgenden Lesenden in einem Transporter. Mit Standheizung. Zwischendurch diskutierte unser Moderator Thomas Rost live mit dem Anwohner von obendrüber, der sich lautstark über die Geräusche (welche er meinte, bleibt bis heute sein Geheimnis) mokierte. Am Ende standen alle draußen und zündeten Wunderkerzen an.

Das war eine von 49 hEFt-reliest-Shows, mit denen wir über die Jahre an fast genauso vielen Orten in Erfurt zu Gast waren: in Kneipen, Clubs, Frisörsalons, am Bratwurststand, in Gärten und Höfen. Der Ort bestimmte das Konzept und die Rolle unseres Moderators: Fleischer, Berufsschullehrer, Napoleon, Jesus – für Thomas Rost war keine Figur zu klein. Chapeau! Ab Seite 24 erinnern wir anlässlich der 50. hEFt-Ausgabe an einige unvergessene Hochlichter aus den letzten 13 Jahren.

Womit wir schon beim Thema der aktuellen Ausgabe sind: »Wenn der Winter kommt«. Wir beenden damit die diesjährige Themen-Reihe zu Klassikern deutschsprachiger Populärmusik. Nach Fehlfarben, Feeling B und Blumfeld – nun also Element of Crime, die alten Haudegen der Großstadt- und Hochsee-Schwermet. Also, macht euch einen Wein auf und schwelgt ab Seite 30 in den Texten.

Schließlich möchten wir all jenen ein großes Dankeschön zuwerfen, die in den letzten Jahren zum Gelingen des hEFt-Magazins beigetragen haben – ob als Autoren, Redakteure oder Fotografen, als Förderer und Unterstützer, an Bar, Technik oder Einlass. Ihr wart großartig!

Und jetzt kann der Winter endlich kommen!

Wir wünschen entspannte Tage.

Die Redaktion



Titelillustration:
Sibirischer Winter mit Mehlspeisen
unter dem Schnee von Eugenia Heim.
Sie lebt und arbeitet in Erfurt.

Schöne Aussicht

Pittiplatsch! Und seine Freunde?

.....

Erfurt, 14. November 2019: Er feiert sein zweijähriges Jubiläum auf der Rathausbrücke: Der kleine Kobold Pittiplatsch hat Kulturcharakter und ist nur einer der vielen Figuren im Kindermedienstandort Erfurt. Pitti, wie er liebevoll von den kleinen und großen Kindern genannt wird, stammt noch aus DDR-Zeiten und ist also vom älteren Eisen. Nachdem nach der Wende keine neuen Folgen mehr produziert wurden, wurde es etwas ruhiger um Pitti. Seit einer Weile ist er aber wieder topmodern, voll im Trend und er erhielt natürlich sofort eine Skulptur in Erfurt. Als Pitti gerade seinen Platz auf der Rathausbrücke eingenommen hatte, wurden sofort die Aufschreie nach Schnatterinchen laut: »Was ist denn Pitti ohne Schnattchen?!« Ergebnis: Bereits ein Jahr nach Pitti hatte sich die gelbe Ente zu ihrem Freund gesellt.

Endlich waren alle zufrieden. Oder? Nein! Schon gab es den nächsten Aufschrei: »Wo bleiben Herr Fuchs und Frau Elster? Was ist mit der Biene Maja, den Teletubbies, Pippi Langstrumpf, Nils Holgersson, Timm Thaler und Co.?« Die Kette schien endlos. Und warum bei KiKa-Charakteren aufhören oder bei Kindern im Allgemeinen? Schließlich leben und besuchen nicht nur sie unsere Landeshauptstadt, sondern größtenteils ausgewachsene Humanoide. Auch sie haben Idole! Wo sind R2D2 und C3PO? Wo Scotty und Mr. Spock? Was ist mit Iron Man und Black Widow? Auch hier gibt es eine schier endlose Liste, die noch nicht einmal ansatzweise bearbeitet wurde. Dass Erfurt sich auch im Stadtbild als Hauptsitz des KiKa präsentieren möchte, ist zwar schön, aber wäre ein bisschen Gleichberechtigung der Erwachsenen denn zu viel verlangt? Was spräche gegen Superheldenskulpturen vor dem Dom? Oder, um es kindgerecht zu halten, eine Skulptur eines Fußballs mit Gesicht am Steigerwaldstadion? Der Platz stünde zumindest zur Verfügung. Aber dafür wäre wahrscheinlich das Geld zu knapp. Für eine Biene Maja hingegen fände sich bestimmt noch die ein oder andere Spende. /// ak

Ganzjährig Glühwein

.....

Erfurt, 22. Dezember 2020: Was als witzig gemeinte Idee eines Touristen begann, soll nun wahrhaftig in die Tat umgesetzt werden. Um den Domplatz das gesamte Jahr über zu schmücken, werden die Buden des Weihnachtsmarktes nach dem diesjährigen Christfest nicht abgebaut, sondern verweilen an Ort und Stelle.

Das kurios anmutende Vorhaben geht auf den Saarbrücker Udo Bebel zurück, der auf seiner »20 ehemalige-DDR-Städte in 2 Tagen«-Tour erstmals auf dem Erfurter Weihnachtsmarkt stand. Beim Anblick des illustren Treibens auf dem Domplatz habe der 56-Jährige die Worte: »Mensch, das müsste es das ganze Jahr geben!« ausgerufen. Oberbürgermeisterin Petra Andreev (parteilos) stand zu diesem Zeitpunkt an einem nur wenige Meter entfernten Glühweinstand und beschreibt diesen Ausspruch als Anfangspunkt des Großprojekts: »Als ich Herrn Bebel über unseren Weihnachtsmarkt schwärmen hörte, dachte ich mir – warum eigentlich nicht? Ich sprach ihn direkt an, wie er sich die Sache vorstelle und einen Tag später stellte ich die Idee im Stadtrat vor«. Dort fand der Vorschlag schnell großen Anklang. Auch Robert Bär, Vorsitzender des Tourismusverband Thüringen e.V., ist begeistert: »Das ist genau das, was die Leute von Erfurt erwarten! Nicht umsonst gilt unser Weihnachtsmarkt als der wohl schönste seiner Art in der ganzen Republik«.

Zwischen aller Euphorie der Beteiligten gibt es aber auch kritische Zwischentöne. So bemängeln einige Budenbesitzer den knappen Zeitpunkt der Bekanntgabe. »Bis Februar bin ich erstmal gerüstet«, schildert Harry Bricard, Inhaber eines Wollsockenstandes, »aber dann brauche ich Ware, die den wechselnden Jahreszeiten gerecht wird. Bikinis habe ich schon bestellt, aber die Abwicklung mit Dritthändlern braucht seine Zeit«.

Gerüchten zufolge habe sich auch bereits eine Arbeitsgruppe »Kalter Glühwein« gebildet, welche Versuche unternimmt, das schmackhafte Heißgetränk durch experimentelle Mischungen sommer-tauglich zu machen. /// kk

30 Jahre und endlich ein APPLAUS

Im Oktober erhielten Reiner Kalisch und Joachim »Achim« Schilling, die den Erfurter Museumskeller betreiben, von der Staatsministerin für Kultur und Medien, Monika Grütters, den bundesweiten Spielstättenprogrammpreis »APPLAUS« überreicht. Wir sprachen mit Achim und Reiner über die Anfänge und die wilden 90er Jahre, über Tiefergelegtes, Achims Geliebte und über Deals, die immer enger werden

Reiner, wie hat es damals begonnen?

Reiner Kalisch: Wir haben 1987 hier angefangen. Damals war der Museumskeller noch Betriebsklub des Energiekombinats. Der damalige Leiter ist in Rente gegangen und es wurde ein Nachfolger gesucht. Klaus »Brette« Bretschneider und ich waren damals Bauleiter im Energiekombinat und Musikfans. Also haben wir das zu zweit übernommen.

Kannst du dich noch an das erste Konzert erinnern, das du veranstaltet hast?

R.K.: Die erste Band war die Karl Nickel Bluesband, eine Erfurter Szeneband. Es folgten dann die üblichen Verdächtigen: Kirsche & Co, Jürgen Kerth. Der Keller war der Abteilung Sozialökonomie unterstellt, wie eine Kantine. Das Gute war: es durfte kein Gewinn gemacht werden. Dadurch waren die Preise niedrig. Bei den ersten Live-Muggen haben wir auch Zuschüsse bekommen. Wir fingen dann vorsichtig an mit Schallplattenvorträgen von Werner Sellhorn, der dann über die Doors oder Joni Mitchell seine Vorträge hielt. Das hat sich schnell rumgesprochen und etabliert, sodass wir auch regelmäßig Live-Konzerte veranstaltet haben. Der Eintritt betrug 2,10 Mark oder 3,10 Mark. Darin war noch der sogenannte Kulturroschen enthalten. Die Verträge wurden über die Konzert- und Gastspielform gemacht. Wir haben eine Stundenlohn von etwas über zwei Mark bekommen. Gelebt hast du vom Trinkgeld. Aber wir haben das nicht gemacht, um Geld zu verdienen, sondern aus Spaß. Wir haben ja nebenbei noch regulär gearbeitet. Hier lief damals schon die ganze Westmusik, auf Plattenspieler oder Tonband, was in anderen Kneipen nicht so üblich war. Als Musik-kneipe hat der Museumskeller dann einen guten Ruf bekommen und es hat sich eine feste Szene etabliert. Anfang der Neunziger Jahre war dann fast jeden Tag die Bude voll.

Was gab es denn damals in Erfurt noch für Veranstaltungsräume?

R.K.: Kirsche oder Kerth haben zweimal im Jahr in der Engelsburg gespielt und zweimal bei uns. Im »Klub der Intelligenz« des Kulturbundes bei der Alten Oper liefen Jazz-Konzerte. Und natürlich gab es den Stadtgarten, der sehr oft ausverkauft war. Die Leute sind ja damals wesentlich häufiger weggegangen als heutzutage.

Wie ging es dann nach 1990 weiter?

R.K.: Die Westeigentümer des Energiekombinats wollten keinen Betriebsklub für Kultur und haben ihn an die Stadt abgegeben. Klaus Bretschneider und ich haben uns dann entschieden, den Museumskeller weiterzuführen. Wir haben unsere sicheren Jobs beim Energiekombinat gekündigt und unser Hobby zum Beruf gemacht. Im August 1990 war die Gewerbe genehmigung da und wir konnten loslegen. Das war ein riskanter Schritt in der Zeit. Dazu kam bei mir, dass meine Frau gerade verstorben war und ich alleine mit meinen zwei kleinen Kindern dandand.

Achim, wann kamst du dann dazu?

Joachim »Achim« Schilling: Ich habe damals in Sachsen-Anhalt im Kali-Schacht gearbeitet und nicht mehr in Erfurt gewohnt. Mit Kumpels sind wir immer mal zu einem Konzert hierher gefahren und ich haben Blut geleckt. Als es dann mit dem Kali-Bergbau im Osten bergab ging, hab ich dann hier angefangen – erst als Pauschalkraft und ab 1993 fest angestellt. Damals gab es hier indische Tabla-Spieler auf Bastmatten und andere verrückte Sachen. Die Leute waren in dieser Zeit des Umbruchs heiß auf alles Neue. Das hat man so nie wieder erlebt.

R.K.: Anfang der Neunziger waren wir dann oft auch mit unserer Sozialarbeit an der Grenze. Es gab damals den »Bananenkeller« hinter der Krämerbrücke und es gab die Polizeistunde. Um eins war Ruhe. Dann kamen die Punks hier rüber, weil wir bis fünf Uhr machen konnten. Und gleichzeitig kamen die Hools aus dem Discozelt Stotternheim. Da bei uns die Toiletten draußen waren, war es eine Frage der Zeit, bis einer der Punks mit blutiger Nase runter kam. Es gab auch ernste Drohungen gegen uns. Wir wurden ja als linker Laden angesehen. Da standen wir kurz vor dem Aufhören. Glücklicherweise hat sich das dann ab Mitte der Neunziger etwas entschärft, auch weil mehr Läden aufgemacht haben.

J.S.: Nach der Tieferlegung des Kellers gab es keine Probleme mehr.

Tieferlegung, was habt ihr da gemacht?

R.K.: Wir hatten das Problem, dass es im Keller ziemlich niedrig war und die Leute sich ständig gestoßen haben, gerade wenn es voll war. Da kam Achim auf

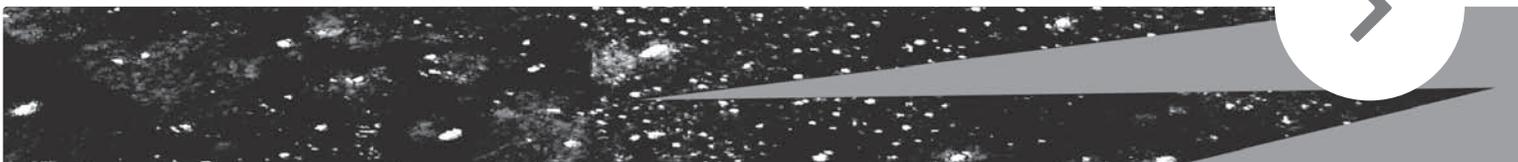




Foto: hEft

die Idee, den Keller tieferzulegen. Er ist ja Grubenschlosser. Und so hat er im Sommer abends im Biergarten gearbeitet und tagsüber Raum für Raum einen halben Meter Boden ausgehoben.

J.S.: Das haben wir damals von der Stadt ohne Probleme genehmigt bekommen. 2006 wurde dann auch die Einstiegstreppe oben flacher und breiter gemacht.

R.K.: Das war wirklich gefährlich. Einmal wäre fast ein Konzert mit Jürgen Kerth ausgefallen, weil er sich am Einstieg den Kopf aufgeschlagen hatte. Brian Augers Hammond-Orgel hat nur mit Mühe und Not durchgepasst. Dazu kam: Früher gab es ja nur die Außentoilette und die Musiker zogen sich unter der Garderobe zwischen den Bierfässern um. Das war für Leute wie Katharina Frank oder Guildo Horn natürlich sehr gewöhnungsbedürftig. Mit dem Umbau 2006 konnten wir dann wenigstens einen kleinen Backstage-Raum und eine Toilette einbauen.

J.S.: Früher haben die Bands ja auch noch die ganze Technik mitgebracht, hier runtergetragen und aufgebaut. Wir hatten hier nicht mal einen Scheinwerfer.

R.K.: Subway to Sally kamen mit acht oder neun Leuten und einem riesen W50-LKW. Die konnten nur die Hälfte ihrer Technik aufbauen. Das war das engste Konzert, was hier je stattgefunden hat. Irgendwann haben wir dann feste Ton- und Lichttechnik eingebaut. Achim ist da auf jeden Fall der Macher. Er sitzt hier und macht sich über sowas Gedanken.

Wie ging es dann weiter?

R.K.: Neben dem Museumskeller haben wir dann den Theaterkeller »Unartig«, das »double b.« und das »P33« betrieben. Und danach noch die »Rotplombe« in der Schlüterstraße. Wir hatten fast jeden Tag Live-Musik an mehreren Orten in der Stadt. Das war Wahnsinn. 1996 gab es dann die Trennung von Klaus Bretschneider und seit 1998 mache ich nur noch den Museumskeller.

Wie kamt ihr dann zum Gewerkschaftshaus?

R.K.: Vicki Vomit hat 1999 gesagt: Leute, ich hab zu Ost-Zeiten immer im Speisesaal des Gewerkschaftshauses (*heute Haus der sozialen Dienste, HsD*) gespielt und ihr habt den Saal vor der Tür! Dann sind wir zu den Ämtern. Im Saal waren die Fenster von 1952, die bei Live-Musik nur so brummten. Wir haben dann Bühnenvorhänge aus dem Kultur- und Freizeitzentrum am Moskauer Platz und dem Alten Schauspielhaus geholt und haben die Fenster vierfach abgehängt. Und seitdem veranstalten wir Konzerte im Gewerkschaftshaus, dem jetzigen »Haus der sozialen Dienste«.

Ihr seid ja für Olaf Schubert der thüringenweite Veranstalter. Wie kam es eigentlich dazu?

J.S.: Wir hatten ihn ja mit DEKAdance regelmäßig im Keller. Olaf Schubert war da Schlagzeuger.

R.K.: Ja, der Kontakt kam über DEKAdance. Bei einem ihrer Auftritte musste mal Zeit überbrückt werden, weil die halbe Band später kam. Da hat Bert Stephan gesagt: Olaf, du kannst doch gut erzählen, unterhalte mal die Leute! Und dann ging das los. Sein erstes Programm von 1997, »Cliff Polpott & sein Knecht Matti«, spielt er bei uns heute noch. Der Kontakt hat sich so gut erhalten. Und als vor sieben, acht Jahren in der Alten Oper eine DVD-Produktion mit Olaf war, saßen wir hinterher im »CKB«. Und der Partner von Stefan Raab saß auch da und wollte ihn exklusiv unter Vertrag nehmen und vermarkten. Da hat Olaf gesagt: Ich hab doch meinen Reiner hier in Erfurt und meinen Alf in Jena und hab meine Leute in Dresden, Leipzig und Berlin. Wenn ich dann nicht mehr »in« bin, kann ich zu denen immer kommen, aber zu euch nicht. Wir haben uns immer gescheut, Olaf Schubert außerhalb von Erfurt zu veranstalten. Aber dann kam Michael Rosenberg, ein Erfurter Veranstalter-Urgestein, und hat gesagt: Jetzt reicht's! Du hast die Beziehungen zum Künstler, ich kenne die Objekte in Gera, Suhl oder Bad Blankenburg. Dann haben wir uns zusammengetan und machen das nun schon seit ein paar Jahren. Es war eine kluge Entscheidung. Wenn Olaf gespielt hat, sagt mein Steuerberater immer: Du hattest ja einen guten Monat. In den letzten zehn Jahren waren seine Shows immer ausverkauft.

J.S.: Als wir das erste Solo-Programm von ihm hier hatten, hab ich zu Reiner gesagt: Was ist denn das jetzt wieder für ein Mist? Das ist eigentlich gar nicht mein Ding. Im Veranstaltergeschäft gibt es aber keine Gnade. Das ist Kapitalismus pur, der Kampf um die Künstler. Mittlerweile ist der Markt ja kurz vor dem zusammenbrechen. Es wurde zuviel Geld reingepumpt. Nur, wenn du aufhörst, Geld reinzupumpen, bricht der Markt zusammen. Das ist wie das Fußballgeschäft.

R.K.: So einen Laden, wie wir ihn hier haben, kannst du nur betreiben, wenn du so einen Typen hast wie Achim, der das zu seiner Familie macht. Wenn du parallel noch Frau und Kind, Enkel oder irgendwas hast, schaffst du das nicht. Achim lebt für den Laden.

Also könnte man sagen, Achims Geliebte ist der Museumskeller?

R.K.: Das ist eine gute Formulierung und am Ende ist es so.

J.S.: (*lacht*) Ich sage es mal so: Wenn du ein halbwegs normales Leben führen wolltest, dann kannst du sowas nicht machen. Du hast 53 Wochenenden im Jahr, von denen du 50 Wochenenden hier bist. Was sich nämlich komplett verschoben hat, im Gegensatz zu früher: Du kannst den Laden nur in Kombination mit dem Biergarten und den Veranstaltungen im HsD betreiben. Einer alleine könnte vielleicht vom Keller leben, aber zu zweit geht das nicht.

R.K.: Die Deals werden auch immer enger.

J.S.: Ja, genau. Und es wird auch immer schwieriger, Acts zu bekommen, wo du weißt, die laufen gut und da kommt hinten was dabei raus. Das geht aber allen so, auch den größeren Veranstaltern.

Womit hängt das zusammen?

J.S.: Seit zwei Jahren gibt es mit Live Nation, dem größten Konzertveranstalter der Welt, einen neuen Spieler auf dem deutschen Markt. Die Konkurrenz an der Spitze ist also härter geworden, der Druck wird nach unten durchgereicht und man muss generell härter um die Künstler kämpfen. Das spitzt sich immer weiter zu.

R.K.: Früher bist du eben an eine Band rangekommen, die zwischen 500 und 800 Leute zieht. Diese Grenze hat sich für uns nach unten verschoben.

Ihr gebt im Keller ja auch immer wieder unbekanntem Musikern die Möglichkeit, aufzutreten. Wie wichtig ist euch das?

J.S.: Generell musst du natürlich schon schauen, lohnt es sich oder lohnt es sich nicht. Aber du musst auch mal Leuten eine Chance geben, wo du weißt, das ist erstmal nur Arbeit. Das gehört einfach dazu, sonst kommt ja irgendwann nichts mehr nach.

R.K.: Da kannst du vor allem kreativ noch was mitmachen. Wenn jetzt drüben im HsD Veranstaltung ist, da bist du im Grunde Sklave. Da bekommst du zum Beispiel eine Catering-Liste über drei Seiten, da wirst du verrückt. Da brauchst du zwei Leute allein, die sich darum kümmern. Das ist eine richtige Materialschlacht. Im Keller macht das auch schonmal Spaß, gerade wenn du einen jungen Musiker hast, der dir gefällt.

Also macht es hin und wieder auch noch Spaß?

J.S.: Manchmal macht es noch Spaß, ja.

R.K.: Mir macht es noch voll Spaß! Die Lust ist nach wie vor da, mit den Musikern zu arbeiten, den Veranstaltern, die man über viele Jahre kennt. Das geht natürlich auch nur, weil mir meine Frau, die ich seit 27 Jahren kenne, den Rücken frei hält. Und ohne Achim würde es auch nicht gehen.

Einen kleiner Motivationsschub war für euch sicher auch im Oktober die Auszeichnung mit dem Spielstättenprogrammpreis »APPLAUS«. Wie kam es dazu?

R.K.: Wir hatten uns vor zwei Jahren schonmal dafür beworben, da hatte es aber nicht geklappt, weil die Bewerbung etwas mit der heißen Nadel gestrickt war. Dieses Mal habe ich mich mit meiner Frau zwei Tage hingesezt, wir haben das in Ruhe ausgefüllt und sind ausgezeichnet worden. Für uns ist das nach 30 Jahren die erste offizielle Anerkennung.

Mit der Auszeichnung war auch ein hübsches Preisgeld verbunden. Was habt denn damit vor? Erstmal Urlaub machen?

R.K.: Nein, das Geld muss ja zweckgebunden verwendet werden. Was uns am meisten nützen würde, wäre im HsD technisch aufzurüsten, um einfach Arbeitszeit zu sparen und Verschleiß am Material zu minimieren. Wir schleppen ja seit 18 Jahren für jede Veranstaltung das Zeug rein und raus. Das würde den Laden attraktiver machen für Bands und hätte auch den Vorteil, dass wir einiges an Kosten sparen. Dann könnten wir dort, damit es sich rechnet, vielleicht schon ab 200 Besuchern Veranstaltung machen und nicht erst ab 300. Wir könnten auch mehr Veranstaltungen machen, das wären also mehr Kultur und mehr Mieteinnahmen für die Stadt. Das ist unser Ziel. Darüber sind wir im Moment im Gespräch mit der Stadt und auch recht optimistisch, dass das klappt.

Da drücken wir die Daumen und bedanken uns für das Gespräch!



Die Telefonzelle – ein Stück vergangener Alltagswelt?

Die Erfurter lassen hochgerechnet mindestens 21.000 Euro im Jahr in den städtischen Telefonzellen. Was dem einen wenig, dem anderen viel erscheint zeigt jedenfalls auf, dass die Apparate auch Jahre nach ihrer industriellen Blüte wider Erwarten noch nicht vollständig ausgedient haben. Durch ihre Geschichte und ihre sich stetig weiterentwickelten Funktionen ist sie ein Stück Kulturgut und illustriert den Spagat zwischen Geschichte und Moderne wie kaum ein anderes Alltagsobjekt

Sie sind schon so ins Stadtbild integriert, dass sie den meisten gar nicht mehr auffallen. Doch mit aufmerksamem Blick oder bei einem Funknetzabsturz sind sie plötzlich als rettende Hallen der Kommunikation dann doch gar nicht so weit weg, wie man denken könnte.

Insgesamt 35 Telefonzellen stehen noch in Erfurt und fristen ein scheinbar unbemerktes Dasein. Doch immerhin beträgt die durchschnittliche Geldmenge, die monatlich dort verbraucht wird mehr als 50 Euro, denn sonst würde das Fernsprechhäuschen abgeholt und zu seinen traurigen Kollegen auf die Sammelstellen gebracht.

Schon seit den 1920er Jahren sind die damals noch »Fernsprechkiosk« genannten Häuschen an öffentlichen Plätzen und stark frequentierten Straßen, wie am Bahnhof oder dem Jurigagarin-Ring, zu finden.

Was hat man hier nicht manchmal angestanden, wenn man jemanden anrufen wollte oder genervt in Alfred-Tetzlaff-Manier gegen die Scheiben gehämmert, wenn man den Anruf seiner Liebsten erwartete. Dabei stand doch der mahnende Imperativ »Fasse Dich kurz!« als gut gemeinter Hinweis vorn an jeder doch so schwerfällig öffnenden Zellentür.

Als blau-gelbe Häuschen begann die Geschichte der historischen Gerätschaften. Im Jahr 1934 wechselte man zu Rot, was bis zur Farbumbstellung auf das klassische Gelb vielleicht nicht nur die anglophilen Bürger erfreut. Nach dem Krieg blieb man dann beim meistbekanntesten und saftigen Postgelb. Davon übrig geblieben sind aber nur noch wenige.

In Erfurt fallen den meisten Gefragten nur die Exemplare in der Thälmannstraße und am Alfred-Delp-Ring ein. Seit den 1990er Jahren werden die gemütlich-gelben Kommunikationspaläste nämlich durch die weiß-magenta-grauen Nachfolgemodelle des neuen hiesigen Telefonanbieters ersetzt.

Für die ausgedienten TelH78, wie die das Stadtbild farbenfroh aufheiternden gelben Buden formal und technisch korrekt heißen, haben heute sogar schon richtigen Kult- und Sammlerwert: Nicht nur im Internet hat sich ein großer Markt erschlossen, dem sich vorrangig Gartenfreunde erfreuen. Hier kann es dann schon mal vorkommen, dass so ein Häusschen aufwendig zum hochmodernen Dixie-Klo des besonderen Stils ausgebaut und umfunktioniert wird. Teilweise sogar mit Telefonschnur als Zieh-Spülung.

Weniger extravagant, aber trotzdem ausgefallen ist die Nutzung als Bücherkiosk, wie auch das hellgrüne Beispielmodell in der Magdeburger Allee. Für den Spaß muss man dann aber auch mindestens 400 Euro anlegen. Verglichen mit zu Bergen gehäuften Telefonrechnungen aber vielleicht am Ende doch ein Schnäppchen.

Die TelH78 besticht den Liebhaber nicht nur durch ihre mit Glasfaser verstärkten Polyesterhülle, sondern auch mit ihren am Gehäuse mit Gummiprofilen angebrachte Schalldämpfung. Auch die obligatorischen Doppelleuchten der Lichtkastendecke und der Buchtisch mit Mehrfachbuchschwinde in Modell I oder III steigern den Charme des Retro-Objekts.

Die 275 Kilogramm schweren Telefonzellen bieten gerade einmal einen Bewegungsradius eines einzigen Quadratmeters, sind dafür aber mit einer Höhe von 2,30 Metern auch für Hochgewachsene wohl doch noch recht komfortabel. Wird es dann doch einmal zu eng oder stickig, kann man einfach die Tür beim Gespräch offenhalten – zumindest, soweit die Kraft des Armes und die Länge der steifen Telefonschnur es zulassen.

Betritt man heute einmal so ein gelbes Häuschen wird die nahezu nostalgische Stimmung von alten Bierdosen, Spinnenweben und gammelig anmutenden Gerüchen aber doch etwas gedrückt. Und durch die beklebten und bekratzelten Scheiben erfährt man Blicke, die als Mischung aus Irritation und Mitleid frei interpretierbar bleiben.

Die Zeiten, in denen heimische Telefonanschlüsse selten, und das Handy noch kein Massenprodukt war, sind vorbei. Heute hat jeder Deutsche statistisch gesehen gleich mehrere Smartphones gleichzeitig, aber nicht mehr unbedingt einen Festnetzanschluss.

Die klassische Telefonzelle wird immer mehr zum Ort der Erinnerung. War man bei Terminvereinbarungen oder liebko-senden Worten früher erpicht auf möglichst große Diskretion und schätzte die dicken Wände der Fernsprechhäuschen, verschickt man heute auch in der Straßenbahn oder mitten auf der Straße lauthals Sprachnachrichten und stört sich nicht an potenziellen Mithörern.

Doch auch die Telefonzellenindustrie ist auf der Höhe der Zeit. Seit den 2000ern rüstet die Telekom stetig auf und bietet ein für den Unwissenden fast unvorstellbares Spektrum an Dienstleistungen. Nicht nur die SMS kann von den Münztelefonen versandt werden. Auch E-Mails sind heutzutage per Display



Foto: Kathleen Kröger

zu beantworten, Busfahrkarten zu erstellen und Fahrpläne einzusehen.

Das Angebot variiert von Modell zu Modell. Auch die graumagenta gefärbten Zellen, wie die in der Geschwister-Scholl-Straße, sind selten geworden.

Um Vandalismus vorzubeugen sind es heute eher Telefonsäulen mit kleinem Dach, die einem in der Stadt, unter anderem am Leipziger Platz und dem Rathaus, begegnen. Telefonieren sieht man die Leute hier aber selten.

Bemerkenswert ist daher der Fakt, dass bundesweit circa 3,5 Millionen SMS an den Münztelefonen geschrieben und verschickt werden. Es mag für smartphone- oder tabletverwöhnte Finger zunächst ungewohnt sein, die Buchstaben über die Ziffern zu wählen (für ein S oder Z musste ja vier mal (!) gedrückt werden) und auch die Passanten mögen sich fragen, was man mit dem wilden Drücken der Zahlentasten am Telefon mit doch aufgelegt ruhendem Hörer bezwecken mag. Doch am Ende hat man wenigstens noch eine Kurznachricht absetzen können und dafür weniger Münzen in den Schlitz werfen müssen, als bei einem Anruf mit typischem Kneckern in der Leitung.

Immerhin ist man mit 15 Cent pro SMS schon dabei. Bei einem Anruf muss man in der ersten Minute schon 50 Cent berappen.

Allerdings bieten die Telefonzellen auch den Erfurtern dank ihrer speziellen Einstellung die günstige Gelegenheit, ihre alten Mark-Stücke loszuwerden, denn dass man die veralteten Münzen in dem Fernsprechautomaten verwerten kann, ist längst dem Stand des Gerüchtes enthoben. Oder man schreibt doch mal wieder einen Brief – kostet in der Standardvariante nur unwesentlich mehr als eine telefonierte Minute, beinhaltet aber immerhin drei Seiten Text. Hat auch seinen Charme, nur dauert die Informationsübermittlung etwas länger. Aber auch das Warten als entschleunigender Aspekt im Leben kann ja hin und wieder Spaß machen. /// Kathleen Kröger

FRAGMENTE AUS DER ABSEITSFALLE



Lieber Gras statt Schnee

Das Jahr 2017 nähert sich dem Ende. Deutschland hat gewählt, aber keine Regierung und die Legalisierung von Cannabis, vorerst als Medizin, sorgt weiterhin für Furore. Die kalten Tage, die der anbrechende Winter mit sich bringt, dürften deshalb in wohligerer Atmosphäre verbracht werden, wo mit regulärem medizinalem Kräuterdampf, die sich unausweichlich anbahnende Zukunft im weihnachtlichen Kerzenschein genauer unter die Lupe genommen und ein Plan für eine Verbesserung der Situation des FC Rot-Weiß Erfurt geschmiedet werden kann. Denn während überall Weihnachtslichter angezündet werden, scheint man beim RWE damit beschäftigt zu sein, die Lichter auszublasen. Dabei schlägt die Realität rund um den glorreichen Rot-Weiß schon lange jede Satire.

In keinem Drehbuch finden sich Regieanweisungen für das, was gegenwärtig der RWE samt Umfeld aufführt. Auch das Genre ist völlig unklar. Horror, Science Fiction, Komödie oder doch Art-house? Mit oder ohne Happy End? Alle meinen was zu sagen, aber keiner versteht was. Was für manchen Betrachter Kunst sein mag, ist für den RWE die absolute Katastrophe. Es gilt also nicht nur den Abstieg mit allen Mitteln zu verhindern, sondern den viel zu oft hollywoodreifen RWE wieder zu einem ganz normalen Verein zu machen. Doch wie schafft der Klub jetzt die Wende? Jedenfalls nicht mit Tränen und blinder Wut. Und vor allem nicht mit der FDP-Lindner-Strategie: Lieber gar nicht spielen als falsch spielen.

Rot-Weiß Erfurt ist wie Rot-Rot-Grün im Landtag – ein Experiment, eine Ansammlung von Versuchen und gescheiterten Ideen. Rot-Weiß ist wie Erfurts Subkultur: chronisch pleite und chronisch kreativ, wenn es darum geht, es doch irgendwie hinzubekommen. Immerhin geht es um Thüringens immer noch populärsten und seit 62 Jahren meisterlosen Klub. Doch was hilft weiter in diesen Tagen?

Ein stolzer Etat von hundert Millionen Euro und ein gefülltes Konto. Ein volles Stadion,

drinnen ein Team mit Stars und Sternchen. Champions League und immer ein Tor mehr als der Gegner und endlich wieder einen Titel! Schon gut, ich weiß, »gutes Gras« hilft vielleicht, um die RWE-Krise und die grauenhafte Angst vor dem Abstieg in die Fußball-Niederungen schön zu rauchen. Aber jammern hilft bekanntlich auch nicht, denn der RWE darf nicht auf Augentiefe mit der BSG Wismut Gera stehen, niemals! Es ist aktuell schon peinlich genug, als so ziemlich einzige Hauptstadt der Bundesrepublik ohne Unterstützung der Selbigen und ohne vorzeigbare Balltreter dazustehen. Das Sympathische, Phantasievolle und Experimentelle findet nicht bei Rot-Weiß Erfurt statt und, was im Sport nun einmal das Entscheidende ist, auch schon lange nicht mehr das Erfolgreiche. Rot-Weiß muss Kreativität und Kraft aus dem Chaos ziehen, anstatt verzweifelte Maßnahmen in absurden Zeiten für den Verein zu ergreifen. Inwieweit der neue Co-Trainer Patrick Helmes, ehemaliger Nationalspieler (13 Einsätze) und Bundesliga-Profi (98 Spiele für Köln, Leverkusen und Wolfsburg) kreativ oder verzweifelte Maßnahme ist, wird sich zeigen. Am Ende kommt es auch darauf an, was seine aktuelle Freundin dazu sagt. Denn einige werden sich vielleicht erinnern, es handelt sich um jenen Helmes, der über eine mögliche EM-Teilnahme einst sagte: da muss ich erst mit meiner Freundin reden, das wird wohl Ärger geben.

Noch sind wir jedenfalls nicht der FC Blackpool. Der hatte am Ende der Krise gerade einmal elf Spieler, keinen Torwart, einen Trainingsplatz mit ein paar heruntergekommenen Baucontainern als Umkleiden und die Spieler mussten ihre Trikots selbst waschen und sich zum Training eigene Getränke mitbringen! Die Fans haben dort schon lange die Nase voll und haben einen Treuhandfond gegründet, in den jeder einzahlt was er entbehren kann. Damit soll in ferner Zukunft der Klub vom Besitzer abgekauft werden. Wenn das nicht mal eine kreative Idee ist! Keine Ahnung wieviel »Gras« da im Spiel war? /// **Stefan Werner**

Die 3 Fragezeichen: Wie, wann und mit wem geht es weiter mit dem FC Rot-Weiß?

Auch Außenstehende und Nicht-Fußballinteressierte werden es bemerkt haben. Das Jahr 2017 geht als Krisenjahr in die Geschichte des Fußball-Drittligisten FC Rot-Weiß Erfurt ein. Völlig offen ist, wie es im Jahr 2018 weitergehen wird. Alle warten nun auf die nächste Mitgliederversammlung und den dort gewählten neuen Aufsichtsrat. Die Existenz des Vereins steht einmal mehr auf dem Spiel. Manch einer hofft sogar auf eine geordnete Insolvenz und den damit verbundenen Neuanfang. Hoffnungsschimmer sind die verbliebenen Fans, die sich zusammentun wollen, sowie die steigende Mitgliederzahl des RWE. »hEFt«- Autor Reinhard Hucke versucht einen Rückblick und schaut nach vorn

Es bringt nichts. Kritisieren und Unkenrufe sind in Notsituationen selten hilfreich. Und dennoch kann Kritik bei allem, was Rot-Weiß Erfurt in den vergangenen Monaten widerfahren ist, nicht gänzlich ausbleiben. Die Vorgänge sind teils so unglaublich und in so schneller Abfolge geschehen, dass Beobachter nicht wussten, was am nächsten Tag als Nächstes folgen wird.

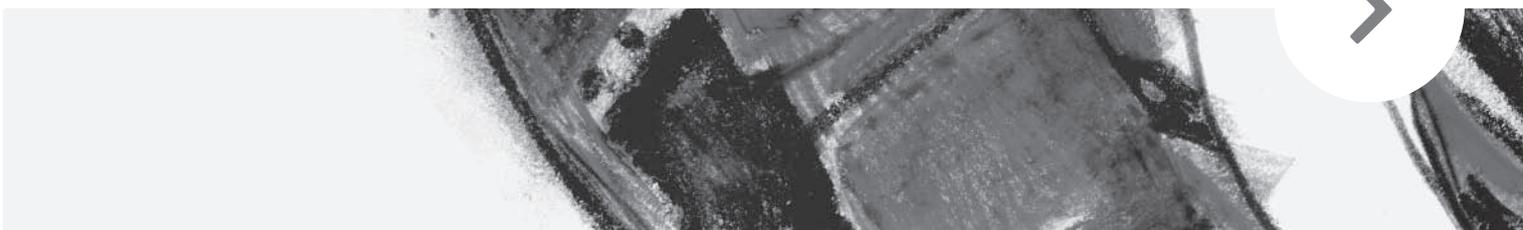
Inzwischen sind nahezu alle wichtigen RWE-Funktionäre zurückgetreten oder mussten das tun – vom Präsidenten über den Vizepräsidenten, Manager, Geschäftsstellenleiter und Pressesprecher. In der aktuellen Saison ist bereits der dritte Trainer im Einsatz, nach 18 Spieltagen und dem letzten Heimspiel im alten Jahr gegen Meppen hatte Rot-Weiß Erfurt gerade einmal 12 Punkte eingefahren, 9 Tore geschossen und 23 Tore kassiert. Das reicht nur für den letzten Tabellenplatz Nr. 20. Zur Wahrheit gehört auch, dass die Mannschaft trotz der Krise im Umfeld teils gute Spiele gemacht hat, manchmal gab es in der ersten Halbzeit richtig starken Fußball zu sehen, ein anderes Mal führte ein Elfmeter in der Schlussphase des Spiels zur Niederlage. Zehn Jahre spielt Rot-Weiß nun drittklassig, auch das ist ein Erfolg für den selbsternannten Drittliga-Dinosaurier mit dem geringen Etat.

Vielleicht ist das wenige Geld eine erste Erkenntnis – die meisten Fußballvereine in der zweiten und dritten Liga sind klassische Fahrstuhlmannschaften (meist geht es nach unten), sie kämpfen immer um ihre Existenz und gegen mögliche Abstiege. Ausnahmen sind jene Mannschaften, hinter denen ein großer Investor steckt wie in Großaspach oder eben jene Mannschaften, die eine große Fanbasis hinter sich wissen wie in Dresden oder Magdeburg. Die Erfurter Mannschaft hat beides – Großinvestor und breite Fanbasis – aktuell nicht. Wenn, dann sind es eher Schönwetterfans, die kommen, wenn der Aufstieg in Sicht

ist. Vielleicht ist es daher eine weitere Erkenntnis, dass der FC Rot-Weiß Erfurt seit dem politischen Umbruch 1989 und den drastisch gesunkenen Zuschauerzahlen es nicht geschafft hat, dauerhaft solide finanzielle Strukturen zu schaffen und gutes Vereinspersonal zu finden.

Die Erfolge der Nachwendezeit können daher gar nicht hoch genug eingestuft werden, die Spiele in der zweiten Bundesliga in den Saisons 1991/92 und 2004/05, die zehn Erfolge im Landespokal oder die Prestige-Niederlage im DFB-Pokal im Sommer 2008 gegen Bayern München, als Rot-Weiß wie im Rausch spielte und die Münchner an den Rand einer Niederlage brachte. Rund 20.000 Zuschauer waren damals mit dabei, das ganze Fußball-Land kannte auf einmal Erfurt. Der letzte dieser Erfolge, der Sieg im Landespokal gegen Nordhausen Ende Mai 2017, verdeckte die finanzielle und sportliche Krise des RWE. Schon damals ging es darum, dass Rot-Weiß nicht die Lizenz-Auflagen für die 3. Liga erfüllen kann, schon damals stand die Mannschaft mit einem Bein in der Regionalliga. Wegen der Erfolge in letzter Sekunde kam seinerzeit noch keine breite öffentliche Diskussion um den Zustand des Vereins auf.

Was helfen nun diese Erkenntnisse? Der Verein hat aktuell knapp 7 Millionen Euro Schulden. Bei nahezu jedem Dienstleister und Zulieferer – auch beim eigenen Caterer CCS stehen die Verantwortlichen in der Kreide. Das Wohlwollen der Gläubiger ist nun ausschlaggebend, bestenfalls verzichten sie auf ihre Schulden. Ein Großinvestor ist im Moment nicht in Sicht. Ein möglicher Vorschlag, der schon länger im Raum steht: Die Ausgliederung der Profimannschaft aus dem Verein und Umwandlung in eine GmbH, so würden sich neue Vermarktungs- und Gewinnmöglichkeiten



auftun. Aber ist das wirklich die Lösung? Es gibt Stimmen aus dem Umfeld, die sagen, dass genau diese Gretchenfrage Grund für einen internen Machtkampf ist. Ganz genau wissen tut das aber keiner.

Bleiben die Fans und mögliche neue Zuschauereinnahmen als Perspektive. Beim letzten Heimspiel gegen Meppen kamen knapp 4.000 Fans ins Stadion.

Vielleicht zieht das erste Heimspiel im neuen Jahr gegen Magdeburg wieder mehr Zuschauer an. Es ist zudem ein Abend- und Flutlichtspiel. Als das neue Stadion im Sommer 2016 fertig gestellt wurde, kalkulierten die RWE-Verantwortlichen mit einem Zuschauerschnitt von 6.500 Fans, um in die Gewinnzone zu kommen. Von diesen Vorstellungen ist die Realität weit entfernt, selbst die vereinbarte Staffelmiete kann auf Dauer nicht bezahlt werden. Bislang war das neue Stadion nur einmal ausverkauft – bei der geplanten offiziellen Eröffnung eben dieses Stadions am 22. Januar 2017. Doch dann konnte die Dortmunder Mannschaft nicht in Erfurt landen und 19.000 Zuschauer gingen wieder nach Hause.

Fakt ist, Rot-Weiß hat ein Imageproblem bei den übrigen Erfurtern und Stadtverantwortlichen – teils zu Recht, teils zu Unrecht. Die Kommunikation des Vereins nach außen und die damit verbundene Selbstdarstellung sind suboptimal. Das Fußballerlebnis als solches hat sich z.B. durch das neue Stadion mit der neuen Akustik deutlich verbessert. Es gibt auch mitreißende Spiele im Stadion zu sehen wie jenes gegen Hoffenheim im August im DFB-Pokal. Trotz Niederlage feierten die RWE-Fans anschließend ihre Mannschaft. Und es gibt das Projekt Steigerwald Fan Kids, welches sich innerhalb weniger Monate zu einem Erfolg entwickelte und Kinder pädagogisch während der Spiele begleitet.

Daher sind die Fans wohl der Hebel, an dem der Verein weiter ansetzen sollte. Und die Notsituation schweißt auch zusammen. Die verschiedenen Fangruppierungen haben sich z.B. zweimal



Foto: Sven Gatter

auf Initiative der Erfordia Ultras in der Alten Parteischule getroffen, um ein koordiniertes Vorgehen bei der nächsten Mitgliederversammlung zu besprechen.

Im Dezember fand zudem ein erstes Vorbereitungstreffen für die Gründung eines Dachverbands der Fanszene – des Fanrat Erfurt e.V. statt. Die Fans sind es auch, die als Vermittler auftreten. So gab es am 1. Dezember ein Treffen mit fast allen RWE-Verantwortlichen und potenziellen Kandidaten für den noch zu wählenden neuen Aufsichtsrat des RWE. Der Sprecher des Fanrates Tobias Hagemann sprach anschließend von einer guten Atmosphäre. Es war ein erstes Kennenlernen rund um den neuen RWE-Präsidenten Frank Nowag, den bislang noch keiner richtig einschätzen konnte. Vereinbart wurde bei diesem Treffen auch eine abgestimmte Medienarbeit.

Und noch etwas Gutes bleibt. Mitgliederbetreuer Robert Conrad erzählt, dass 350 neue Mitglieder im Jahr 2017 dazu gewonnen wurden. Rund 2.500 Mitglieder zählt der FC Rot-Weiß aktuell – Tendenz steigend. Gern würde der Autor trotz dieser kleinen Lichtblicke einen zuversichtlichen letzten Satz schreiben. Dazu ist die Zukunft des RWE aber zu ungewiss.

Literatur und andere Spezialitäten

Im Mai 2017 eröffnete die Buchhandlung »kleingedrucktes« in der Brühlervorstadt. Dort kann man in Wohnzimmeratmosphäre nicht nur Bücher kaufen, sondern auch ungarische Spezialitäten. Wir sprachen mit der Inhaberin Emöke Ebner über Schokolade, Wein, Lesungen und die Vorteile, die ein kleineres Geschäft mit sich bringt

Sie betreiben einen Buchladen, der auch Wein und Schokolade verkauft. Woher kam die Idee für dieses Konzept? Ich wollte etwas Außergewöhnliches machen. In größeren Buchläden hatte ich oft das Gefühl, dass ich überfordert war. Es gibt dort zwar unglaublich viele Bücher, aber es ist sehr unpersönlich, da kann man nicht unbedingt genauer nachfragen oder über Bücher reden. Für so etwas hat die Verkäuferin natürlich keine Zeit. Deswegen dachte ich mir, dass ich das ganze etwas kleiner gestalten könnte. Eine kleinere Auswahl mit Büchern, die mich selbst auch interessieren. Für den Rest, zum Beispiel Sachbücher und Fachbücher, kann ich einen Onlineshop zur Verfügung stellen, bei dem die Kunden bestellen können. Dann dachte ich mir, dass der Laden noch durch etwas ergänzt werden müsste. Ich komme aus Ungarn, deswegen habe ich mir die Frage gestellt, was man von dort mitbringen könnte. In meiner Heimat gibt es tollen Wein und Schokolade, da habe ich mir gedacht, dass man das gut verbinden könnte. Wenn jemand ein Geschenk sucht, ist ein Buch zusammen mit einer Flasche Wein und einer Tafel Schokolade beispielsweise auch eine beliebte Wahl, denn es passt gut zusammen. Außerdem wollte ich einen Laden, in dem auch Raum für Gespräche über Bücher ist. Falls ein Kunde also mehr Zeit mitbringt, kann er hier noch einen Kaffee trinken und lesen. Ich selbst habe auch die Zeit, Bücher zu empfehlen und da die Auswahl hier kleiner ist, kenne ich die meisten Bücher auch.

Das Sortiment besteht also größtenteils aus Büchern, die Sie selbst lesen? Genau, deswegen sind die meisten Bücher hier Belletristik. Aber wir haben auch eine Auswahl an Kinder- und Jugendbüchern. Dafür lasse ich mich gerne von jüngeren Kunden beraten. Außerdem haben wir eine Abteilung mit ungarischer Literatur, Reiseführern und Kochbüchern. Ungarische Autoren haben in Deutschland leider kaum Präsenz, deswegen war es mir wichtig, einige davon hier vertreten zu haben. Das, was wir nicht hier haben, können wir bestellen – wir haben einen Lieferanten, bei dem die Bücher über Nacht ankommen. In der Mitte des Raumes, auf dem Tisch, stehen auch immer Neuerscheinungen.

Der Wein und die Schokolade sind also auch keine Produkte, die im normalen Supermarkt zu finden sind? Ja, den Wein erhalten wir von einem kleinen ungarischen Winzer. Es sind alles Naturweine, ohne Zusatzstoffe. Sie werden in kleinen Manufakturen hergestellt, daher wird auch immer nur eine kleine Flaschenzahl produziert. Die Schokoladen enthalten ausgewählte Zutaten aus aller Welt, sie werden von einem preisgekrönten Chocolatier aus Budapest produziert.

Welches ungarische Buch können Sie denn empfehlen? »Der ausgestopfte Barbar« von Gergely Péterfy. Das Buch erzählt die wahre Geschichte von einem Mann, der als Kindersklave nach



Fotos: Benedikt Rascop



Wien kam und aufgrund seiner Hautfarbe wie eine lebende Attraktion behandelt wurde. Nach seinem Tod wurde er ausgestopft und in einem Museum ausgestellt. Das Buch ist keine leichte Kost, aber absolut empfehlenswert, deswegen haben wir es auch bei unserer ersten Abendveranstaltung vorgestellt.

Und wie laufen diese Abendveranstaltungen ab? Wir verbinden Lesungen mit einer Weinprobe. Diese Veranstaltungen finden immer in einer kleinen Runde statt, da der Raum nicht besonders groß ist. Fünfzehn bis sechzehn Gäste finden hier Platz. Dann probieren wir 3 bis 4 Weine und zwischendurch wird vorgelesen. Mit Weinen kennt sich mein Mann besser aus als ich, daher stellt er die Weine vor. Er ist Opernsänger im Theater nebenan und kann sehr gut vorlesen, deswegen übernimmt er meistens auch das. Außerdem mache ich für unsere Gäste immer eine Kleinigkeit zu essen. Die Veranstaltungen haben also immer eine sehr familiäre Atmosphäre. Am Ende sitzen wir immer noch zusammen und reden über die Bücher, die gelesen wurden. Durch die lockere Stimmung kann man hinterher auch noch Fragen stellen und über das Gehörte diskutieren.

Nach welchen Kriterien werden die Bücher ausgewählt, die vorgestellt werden? Wir haben meistens ein Thema, zu dem die Bücher ausgewählt werden. Es war klar, dass wir bei der ersten Veranstaltung etwas mit Ungarn machen. Es ist aber so, dass man das nicht immer machen möchte, das würde langweilig werden. Deswegen haben wir uns immer andere Themen überlegt. Am 6. November war zum Beispiel das Jubiläum von einer großen Schlacht in Erfurt, bei der der Domplatz durch preußische, russische und österreichische Truppen ruiniert wurde. Dieser Tag war Anlass für unsere Veranstaltung, bei der Geschichte im Vordergrund stand. Dafür haben wir Frank Palmowski eingeladen, der viele Bücher über die Geschichte Erfurts geschrieben hat. Für kommende Veranstaltungen versuche ich, mich den Kundenwünschen anzupassen und ich habe auch noch viele Ideen – man kann diese Veranstaltungen unendlich weiterentwickeln und ausbauen. Es ist aber auch möglich, Anfragen zu stellen, zum Beispiel für Weihnachtsfeiern.

Wie hat Ihr Weg Sie von Ungarn nach Erfurt geführt? Ich bin durch meinen Mann hierhergekommen. Schon in der Grundschule waren wir in einer Klasse – es war die erste Liebe. Nach der Schule haben wir uns fünfzehn Jahre lang nicht gesehen. Dann hat er sich gemeldet, um mit mir einen Kaffee trinken zu gehen. Zu diesem Zeitpunkt hat er bereits im Erfurter Theater gearbeitet und war in Ungarn zu Besuch. Wir haben uns so gut verstanden, dass wir schnell geheiratet haben und ich ebenfalls nach Erfurt gezogen bin. Seit zehn Jahren lebe ich nun hier.

Haben Sie schon vorher in der Branche gearbeitet? Nein, ich bin eine totale Quereinsteigerin. Eigentlich habe ich Literaturwissenschaft in Ungarn studiert. Dann habe ich eine Weile als

Journalistin gearbeitet und schließlich Rechtswissenschaft studiert. Nachdem ich nach Deutschland gezogen bin, habe ich zwei Kinder bekommen und war eine Zeit lang zu Hause. Ich habe noch etwas in Jena studiert, aber irgendwie hatte ich meinen Platz noch nicht gefunden. Deshalb habe ich angefangen, ehrenamtlich bei Oxfam zu arbeiten. Dort habe ich Bücher verkauft. Das hat mir so gut gefallen, dass ich die Idee hatte, einen eigenen Laden zu eröffnen. Zusammen mit einer Kollegin von Oxfam habe ich dann diesen Laden geplant und im Mai dieses Jahres schließlich eröffnet.

Das Geschäft ist abseits von dem regen Innenstadtbetrieb, dafür aber direkt neben dem Theater. Ist dieser Standort bewusst gewählt? Theaternähe war auf jeden Fall wichtig. Das finde ich schön, dass ein Theater nebenan ist. Ich richte auch immer ein Schaufenster passend zum Theaterprogramm ein. Durch meinen Mann haben wir auch einen engen Kontakt zum Theater, da bietet sich das natürlich an. Außerdem wohnen wir auch in der Brühlervorstadt. Viele haben zuerst gesagt, ohne Laufkundschaft wird das schwierig, denn es ist hier schon sehr ruhig. Noch stört es mich nicht, allerdings ist das Geschäft erst seit einem halben Jahr geöffnet, da weiß man noch nicht, ob sich das letztendlich rentiert. Bisher habe ich jedenfalls ganz gutes Feedback bekommen, vor allem die Anwohner freuen sich, dass sie nicht mehr bis zur Innenstadt laufen müssen, schließlich finden sich hinter dem Domplatz kaum noch Geschäfte.

Kommen auch Theaterbesucher vor oder nach einer Vorstellung hier vorbei? Nach der Vorstellung ist das schwierig, da ich 18 Uhr bereits schliesse. Tagsüber, wenn das Mittagskonzert ist, ist das schon häufiger, dass Leute kommen. Auch Personen, die beim Theater arbeiten. Ansonsten kommen oftmals Kunden, die Lust auf einen Kaffee haben und dabei ein Buch lesen wollen. Das ist das Schöne an so einem kleinen Laden, man hat immer eine Wohnzimmeratmosphäre, bei der es sich anbietet zu bleiben und ein bisschen zu schmökern.

Führen Sie den Laden komplett allein oder bekommen Sie Unterstützung? Mein Mann macht sehr viel mit, seine Unterstützung ist mir besonders wichtig. Vor allem bei den Abendveranstaltungen. Allein könnte ich das nicht machen. Da er ja auch schon seit fünfzehn Jahren hier im Theater arbeitet, kennen die Leute ihn auch. Besonders für die Lesungen ist das gut, denn es ist für die Kunden wichtig, dass gut vorgelesen wird und da macht es schon einen Unterschied, wenn das ein Schauspieler oder Sänger macht, der sich damit auskennt. Außerdem kann er gut unterhalten, die Veranstaltungen gleichen manchmal schon einem Mini-Theater.

Vielen Dank, dass Sie sich die Zeit genommen haben!

/// Interview: Marlene Borchers

Von Frauen und ihren Büchern

*Für Frauen ist die Welt zwischen zwei Buchdeckeln oft mehr als bloße Zerstreuung.
Ein Ausflug in die Kulturgeschichte des (weiblichen) Lesens*

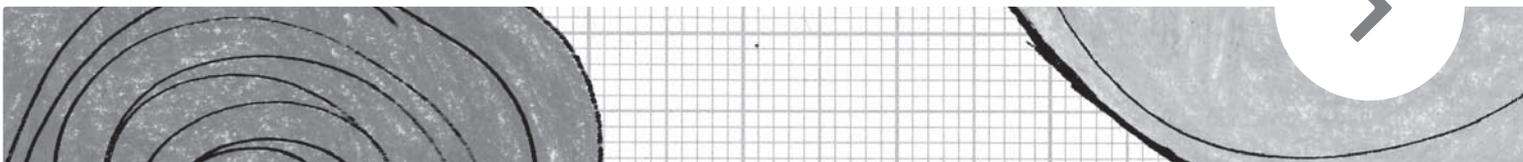
Seit August bietet das FrauenZentrum Erfurt einen neuen Lesekreis an. Unter dem Titel *Starke Bücher für starke Frauen* treffen sich hier einmal im Monat Leseratten, um über speziell feministische Klassiker der Weltliteratur zu diskutieren. Der Titel ist pathetisch, zugegeben, nichtsdestotrotz Programm: Der Großteil der Teilnehmerinnen ist in der ehemaligen DDR aufgewachsen. Den Sozialismus sowie eine Zeit, in der es laut Auffassung mancher Historiker um die Gleichstellung der Frau besser bestellt war als sie es heute, fast drei Jahrzehnte nach dem Fall der Mauer, ist, sind für sie lebendige Erinnerungen. Die jüngste dagegen ist keine 30. Das Lied »Wenn Mutti früh zur Arbeit geht« kennt sie nur aus nostalgischen Hitparaden. Dafür kennt sie Diskussionen um Equal Pay und über Konzerne, die die Eizellen ihrer Mitarbeiterinnen einfrieren lassen. Kurz um: Hier treffen Frauenbiografien aufeinander, wie sie in Deutschland verschiedener kaum sein könnten. Doch sie alle eint eines, nämlich die Liebe zum geschriebenen Wort.

Damit stellen sich die Teilnehmerinnen des Lesekreises in eine lange Tradition des explizit weiblichen Lesens. Denn die Beziehung, die Frauen zu Büchern und die Bücher zu den Frauen hegen, ist seitjeher eine ganz besondere. »Auf den Scheiterhaufen der Inquisition brannten vor allem Frauen und Bücher«, schrieb Elke Heidenreich in ihrem Vorwort zu Stefan Bollmanns Bildband *Frauen, die lesen, sind gefährlich* (2013). Diese Analogie ist scharfzüngig formuliert, aber mindestens ebenso scharfsinnig beobachtet. Schließlich rüttelt kaum etwas so sehr am Thron der Männerherrschaft, wie (intelligente) Bücher und (intelligente) Frauen – schlimmstenfalls in Verbindung. Seit 2008 hat Bollmann eine Reihe von Publikationen an den Mann (bzw. die Frau) gebracht, in denen er sich explizit der Lese- und Schreibkultur von Frauen widmet. Lesen galt demnach für das weibliche Geschlecht lange Zeit als ein »verderblicher, äußerer Einfluss«, der »innere Zuchtlosigkeit« zur Folge habe – und das nicht nur im finsternen Mittelalter, in dem die Lektüre ohnehin nur einem kleinen elitären Kreis Lesebegabter vorbehalten war, sondern auch noch weit ins aufgeklärte 19. Jahrhundert hinein.

Die Zeiten, in denen man lesenden Frauen eine gesteigerte Skepsis entgegenbrachte, sind heute lange vorbei, wengleich nicht lang genug. Dennoch hat sich die besondere Beziehung der Frauen zu den Büchern erhalten. Rein statistisch gesehen ist es demnach wahrscheinlicher, dass Sie, lieber Lesender, eine Leserin statt eines Lesers sind. Denn: Frauen lesen mehr und sie lesen

lieber. Das Wesentliche hierbei dürfte jedoch nicht allein das statistische Verhältnis zu Ungunsten der Herren sein, sondern die darüber hinausreichende Feststellung: *Frauen lesen anders*. Das jedenfalls behauptet die Literaturwissenschaftlerin Ruth Klüger in ihrer gleichnamigen Essaysammlung (1996). »Die Vielschichtigkeit der großen, oder auch nur der gelungenen, weiblichen Figuren erkenne ich schneller oder besser, weil freudiger, als meine männlichen Kollegen«, erklärt die Autorin. »Ich ärgere mich leichter als männliche Leser über die Trivialisierung und Stereotypisierung von Frauen, kein Wunder. Ich vermute, dass dahinter nicht nur eine gutgemeinte Verkennung meinesgleichen steckt, sondern auch gewisse Hoheitsansprüche, die mit Nationalismus und Herrenmenschentum zu tun haben. Denen kann man am besten in der einschlägigen Trivilliteratur nachgehen.«

Mit Trivilliteratur haben die Teilnehmerinnen des Lesekreises im FrauenZentrum meist wenig am Hut. Stattdessen liegen hier einschlägige Klassiker der Belletristik auf den Tischen. Zumeist solche, die von, über oder für Frauen geschrieben wurden. Mit *Jane Eyre* von Charlotte Brontë (1847) bewegt sich das Lesespektrum von der englischen Literatur des 19. Jahrhunderts bis hin zur Science Fiction in Gestalt von Margarete Atwoods *Der Report der Magd* (1985). Damit öffnet der Lesekreis seinen Blick gleichermaßen für das Vergangene wie das Kommende. Doch egal, aus welcher Zeit die Werke stammen oder in welcher sie spielen: Die Diskussion landet stets schnell im Hier und Jetzt. Man spürt es deutlich: Papier ist geduldig. Manch ein Dialog aus dem Jahr 1847 ließe sich problemlos auch nach 2017 verpflanzen. Ebenso geduldig sind scheinbar auch die Frauen, die die Bücher schreiben und lesen. Wie sonst ist es zu erklären, dass man sich als Leserin des 21. Jahrhunderts mit all seinen (formalen) Freiheiten den Figuren des viktorianischen Englands oder aber der segregierten USA so nahe fühlt? Mit Ehrfurcht verneigt man sich dann vor solchen gestandenen (aber eben nur) fiktiven Figuren wie einer bemerkenswert charakterfesten Jane Eyre, die sich bereits vor 200 Jahren gegen den Zwang wehrte, sich durch eine vorteilhafte aber unmoralische Ehe vor dem Ruin zu retten. Schnell steht dann die Frage im Raum: Würde man selbst wie Jane handeln? Und das in einer Welt, die Frauen weit mehr Rechte einräumt als seinerzeit den Brontë-Schwestern. Kennt man überhaupt Frauen, die in ihrer Integrität auch nur ansatzweise an eine Jane Eyre heranreichen? Oder erkennt man das eigene soziale Umfeld nicht doch weit eher in solchen Werken



wie Dorothy Parkers *New Yorker Geschichten* (1939), in denen die Autorin mit scharfer Zunge die Oberflächlichkeit ihrer ZeitgenossInnen zerreißt? In solchen und ähnlichen Diskussionen wird schnell klar, was Bollmann meint, wenn er das weibliche Lesen als eine »Suchbewegung« definiert. In einer nach wie vor maskulin dominierten Welt suchen Frauen demnach nach gedanklichen Ausflüchten, nach Perspektiven und Vorbildern, wie sie das reale Leben (noch immer) zu wenig bietet. Vielleicht schließt sich gerade hier der Kreis, warum Frauen so viel häufiger zum Buch greifen als Männer.

Übrigens, schon gewusst? Lesekreise sind derzeit wieder ganz groß in Mode. Seit 2017 schwappt die Bewegung des *Shared Reading* vom britischen Hafenstädtchen Liverpool nach Deutschland über. Dort entwickelte sich vor 20 Jahren der Trend, sich in geselliger Runde Texte gegenseitig laut vorzulesen und anschließend über das Gehörte zu diskutieren. Wie bei den meisten Trends ist auch diese Idee nicht neu. Im Gegenteil: Sie entlehnt sich einer Zeit, in der aus Ermangelung anderer medialer Unterhaltungsangebote, das gegenseitige Vorlesen noch eine populäre Form des Zeitvertreibes war. Heute entdeckt die Welt das gemeinsame Lesen bevorzugt als Mittel zur Entschleunigung des Alltages wieder – und als geschützten Raum. Denn von der Diskussion über große Prosa und Lyrik, bricht sich die Unterhaltung schnell herunter auf persönliche Geschichten, die anhand der Lektüre verarbeitet werden. Besonders für Frauen öffnet sich damit durch zwei Buchdeckel hindurch ein Weg hinaus aus der gesellschaftlichen Isolation. Nicht umsonst war es seinerzeit ein Buch, nämlich *Der Weiblichkeitswahn* von Betty Friedan (1966), das die zweite Welle der Frauenrechtsbewegung in den Vereinigten Staaten von Amerika lostrat. Oder, wie es die *Shared Reading*-Gründerin Jane Davis (ja, bezeichnenderweise ebenfalls eine Frau) so treffend formulierte: »Zusammen lesen, ist ein wundervoller Weg, verbunden zu sein mit anderen Menschen« – ganz besonders für Frauen. Übrigens: Wer sich als Mann nach der Lektüre dieses Textes nun auf den Schlips getreten fühlt – im Lesezirkel im FrauenZentrum sind auch Herren der Schöpfung jederzeit herzlich willkommen! /// Desiree Haak

frauenzentrum-erfurt-handinhand.de



Foto: Desiree Haak

Fünf Fragen an:

Sandra Klaus

Frau Klaus, Sie sind in 3. Ehe mit dem Weihnachtsmann verheiratet. Wann haben Sie Ihren Mann zum letzten Mal gesehen? Gestern Abend. Auch wenn er in der Adventszeit viel unterwegs ist, um die Bestellungen aus aller Welt aufzunehmen und abzuholen, kommt er jeden Abend nach Hause. Es ist dann natürlich nicht mehr viel mit ihm los. Aber das kennt ja auch fast jeder, der einer normalen Beschäftigung nachgeht.

Hartnäckig hält sich das Gerücht, der Weihnachtsmann sei eine Erfindung eines bekannten Süßgetränkeherstellers, um die Umsätze zu steigern? Das ist völliger Blödsinn. Ich kenne meinen Mann seit fast 200 Jahren und so lange ich ihn kenne, ist er als Weihnachtsmann auf Achse. Vor 200 Jahren war doch an diese klebrige Plörre noch gar nicht zu denken! Dass es von verschiedener Seite immer wieder Versuche gab und gibt, sich an meinen Mann anzuwanzen, ihn exklusiv unter Vertrag zu nehmen, ist leider aber auch wahr. Ich weiß gut, wovon ich da rede. Ich erledige ja den ganzen Schriftverkehr.

Aber ist Weihnachten nicht trotzdem nur ein einziges großen Geschäft? Ja, klar, was soll es in diesem Laden denn sonst sein? Geschäfte werden das ganze Jahr über gemacht, nicht zu knapp, kleine und große. Dafür können Sie meinen Mann doch nicht verantwortlich machen. Wissen Sie, ich halte überhaupt nichts von dieser Art der Kritik, auf die Sie da anspielen. Auf der einen Seite gibt es nämlich ganze Landstriche, die fliegt mein Mann gar nicht mehr an, weil dort kein einziges Geschenk auszuliefern ist. Auf der anderen Seite muss er den 33., 56. oder 127. Wunsch desselben Wunschzettels erfüllen, wenn jemand den Preis dafür gezahlt hat. Ganz egal, wie überflüssig oder idiotisch Ihnen oder mir dieser Wunsch erscheinen mag. Aber, anstatt daran herumzumoralisieren und das für eine Unart der Beteiligten oder einen Betriebsunfall zu halten, der in unserer besten aller Welten eigentlich nicht sein müsste, sollte man sich besser mal darüber wundern, warum das trotzdem so ist!

Verstehe. Es gibt außerdem Menschen, vor allem im fortgeschrittenen Alter, die behaupten, Ihr Mann sei nichts weiter als ein Mythos, ein Märchen, eine Sagengestalt, er existiere überhaupt nicht. Stattdessen verdienten sich Heerscharen armer Studenten ein Zubrot, indem sie kleine Kinder veralbern oder einschüchtern. Was antworten Sie diesen Zweiflern? Richtig ist, dass sich mein Mann an vielen Orten vertreten



lässt. Daraus will ich gar kein Geheimnis machen. Wir sind schließlich keine Esoteriker. Alleine würde das mein Mann nie schaffen und er ist dankbar für jegliche Unterstützung. Nichtsdestotrotz ist mein Mann an den Feiertagen rund um die Uhr im Einsatz und da niemand, außer mir, genau weiß, wie der Weihnachtsmann aussieht, kann auch niemand genau wissen, ob er nicht gerade vor ihm steht. Ich wäre da also vorsichtig, auch und gerade als Erwachsener. Mein Mann kennt neben der Rute und dem obligatorischen »Hohoho« nämlich noch ganz andere Instrumente und Methoden.

Als Letztes noch eine persönliche Frage: Wie feiern Sie Weihnachten? Ach, eigentlich gar nicht mehr. Früher, als die Kinder noch klein waren, da haben wir schon Weihnachten gefeiert. Das hat auch zu einiger Verwirrung bei unseren Kindern geführt, da sich mein Mann ja sehr oft vertreten lassen musste. Ich bin mir nicht sicher, ob wir überhaupt ein einziges Mal zusammen gefeiert haben. Inzwischen bin ich froh, wenn ich einfach nur mal die Füße hochlegen kann. Und das geht am besten am Heiligabend, wenn alles erledigt ist.

/// Interview: Capi Rabot

Ausschreibungen

Junge Schreibende, die zwischen 16 und 25 Jahre alt sind und einen Wohnsitz in Hessen oder Thüringen haben, sind aufgerufen, bis zum 31. Januar 2018 selbst verfasste Texte beim Jungen Literaturforum Hessen-Thüringen einzureichen. Das können entweder drei Gedichte oder (auch mehrere) Prosatexte von insgesamt maximal 1.300 Wörtern sein. Laut offizieller Ausschreibung wird nachgezählt. Das Thema ist freigestellt, die Texte müssen in deutscher Sprache geschrieben und von einem Autor oder einer Autorin stammen. Einreichungen von Autorenkollektiven werden nicht berücksichtigt. Zu gewinnen gibt es zehn Förderpreise à 800 Euro, die Veröffentlichung der Texte in der Jahresanthologie »Nagelprobe« und im Programm von hr2-kultur. Für ambitionierte angehende Schriftsteller/innen besonders interessant: Die Preisträger werden zu einem Wochenendseminar eingeladen und können dort ihre Texte erfahrenen Autor/innen, Lektor/innen und Literaturwissenschaftler/innen vorzustellen und sie mit ihnen diskutieren. Bei der Einsendung (per E-Mail) sind unbedingt Name, Geburtsdatum und Adresse anzugeben, jedoch nicht auf den Texten selbst. Die Einsendeadresse lautet: Junges-Literaturforum@hmkw.hessen.de.

Seit 2006 ausgelobt wird der Menantes-Literaturpreis für erotische Dichtung. Benannt ist er nach Christian Friedrich Hunold, der im Jahr 1680 in Wandersleben (bei Gotha) zur Welt kam, und unter dem Pseudonym Menantes zum berühmtesten deutschsprachigen, »galanten« Autor des frühen 18. Jahrhunderts avancierte. Eingesendet werden können bis zu drei Gedichte oder eine Kurzgeschichte mit maximal fünf Manuskriptseiten (à 2000 Zeichen). Die Texte dürfen bisher nicht gedruckt worden sein, Veröffentlichungen auf Websites sind also kein Ausschlusskriterium. Eine Jury aus fünf Kritikern und Schriftstellern ermittelt unter allen Einsendungen die fünf originellsten Texte. Deren Verfasser werden anschließend zu einem Lesefest in den Pfarrhof von Wandersleben eingeladen, bei dem der Jury-Preis (2.000 EUR) sowie ein Preis des Publikums (500 EUR) vergeben werden. Das Preisgeld wird vom Menantes-Förderkreis gestiftet. Einsendeschluss ist der 31. März 2018. Einsendungen an: Evangelische Kirchgemeinde Wandersleben, Menantesstraße 31, 99869 Drei Gleichen, Ortsteil Wandersleben. /// hEft

junges-literaturforum.de

menantes-wandersleben.de

Termine

12. Januar, 18:00 Uhr, Suhler Weiberwirtschaft, Suhl: Literatursalon des Südthüringer Literaturvereins – Offener literarischer Abend zur Vorstellung neuer Texte und anschließender Diskussion

12. Januar, 19:30 Uhr, Villa Rosenthal, Jena: »Die literarische Destille.« Ein hochprozentiger Abend mit Texten von Hemingway, Müller, Jerofejew, Lowry. Es lesen, plaudern, trinken: M.Kruppe und Ralf Schönfelder.

14. Januar, 19:19 Uhr, mon ami, Weimar: Poetry Slam No. 37

15. Januar, 20:00 Uhr, Engelsburg, Erfurt: Demoliert Popkultur. Lesung mit Linus Volkmann

19. Januar, 19:30 Uhr, Villa Rosenthal, Jena: Musikalische Lesung mit Luci van Org: Die Geschichten von Yggdrasil

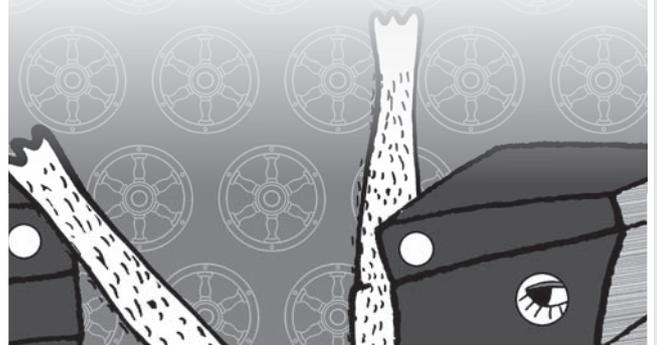
25. Januar, 20 Uhr, Kulturhaus Gotha: »Einige Dinge, die ich über meine Frau weiß« – Lesung mit Wladimir Kaminer

8. Februar, 19:30 Uhr, Burg Ranis: Antje Babendererde liest »Wie die Sonne in der Nacht«.

14. Februar, 19:00 Uhr, Predigerkeller Erfurt: Poetry Slam – Romantisches, Chaotisches, Beherztes, Lyrisches, Komisches

23. Februar, 20:00 Uhr, Kulturhaus Gotha: »Es ist nur eine Phase, Hase« – Lesung mit Maxim Leo & Jochen Martin-Gutsch

2. März, 19:30 Uhr, Villa Rosenthal, Jena: »Begnungen«. Märchen- und Geschichtenküche. Mit Antje Horn und Erzählern der Universität der Künste Berlin.



Riese mit 3 Buchstaben

Der Mühlhäuser Verein 3K – Kunst, Kultur, Kommunikation e.V. erhielt in diesem Jahr den von der LAG Soziokultur Thüringen gestifteten KULTURRIESE-Förderpreis

Am 1. Dezember kam es bei Franz Mehlhose in Erfurt zum Showdown: sieben Kulturvereine und Initiativen waren für den KULTURRIESEN, den Förderpreis der Soziokultur in Thüringen nominiert. Aber nur einer konnte am Ende den Pokal in den Händen halten. Das Publikum begab sich dafür gemeinsam mit dem Moderatorenpaar Nadine Witt und Andi Schulze auf große Fahrt kreuz und quer übers Thüringer Meer zu den Nominierten, die ihrerseits ihre Arbeit über ein mitgebrachtes »Souvenir« vorstellen konnten. So vielfältig die Soziokultur-Szene, so ungewöhnlich die Gegenstände, die auf der Bühne standen: eine Schubkarre, eine Bürotür mit historischen Botschaften oder ein selbstgebauter Hocker.

Am Ende fiel die Entscheidung der Jury auf ein Urgestein der thüringischen Soziokultur: den 3K – Kunst, Kultur, Kommunikation e.V. Sie würdigte damit das langjährige und außerordentliche Engagement des schon seit 26 Jahren aktiven Kulturvereins. Insbesondere seine generationen- und spartenübergreifende Arbeit sowie die vielfältigen Aktivitäten über die Stadt Mühlhausen hinaus seien beispielgebend, so die Jury in ihrer Begründung. Mit dem Ausbau der Kilianikirche zur eigenen Spielstätte sei es dem Verein darüber hinaus gelungen, ein bedeutendes Baudenkmal der Stadt zu retten und es einer neuen, kulturellen Nutzung

zuzuführen. Der neue KULTURRIESE erhielt den »Wanderpokal« und konnte sich über ein Preisgeld von 1.111,11 Euro freuen, das von den fast 80 Mitgliedern der LAG Soziokultur Thüringen gestiftet wurde.

Aber auch die sechs weiteren Nominierten gingen nicht leer aus. Sie bekamen einen Anerkennungspreis von jeweils 111,11 Euro. Zu ihnen gehörten: C.Keller & Galerie Markt 21 e.V. (Weimar), Junge Bühne Hildburghausen, Kulturelle Koordination e.V. (Ilmenau), MoMoLo e.V. (Jena), Moonray Spirit e.V. (Bad Klosterlausnitz) und Other Music e.V. (Weimar).

Mit dem KULTURRIESEN werden seit 2008 jährlich Projekte, Vereine und Initiativen ausgezeichnet, die sich durch ein vorbildliches Engagement oder besondere Leistungen in der Soziokultur und ihren Randbereichen in Thüringen hervorgehoben haben. Zu den bisherigen Preisträgern zählten u.a. das Kulturkollektiv Goetheschule aus Lauscha, das Paul-Gustavus-Haus aus Altenburg oder das Erfurter Klanggerüst. Auch das hEft durfte sich schon in die Liste eintragen – als erster Preisträger. /// tp

soziokultur-thueringen.de



Der neue KULTURRIESE: Diana Floetenmeyer und Astrid Bank vom 3K e.V. (vorn) sowie alle Nominierten bei der Preisverleihung – Foto: Dr. Bernd Seydel

Schritte. In drei Kapiteln.

»Nichts von Sultanen, Wesiren, Statthaltern, Kadis, Schatzmeistern, Zollpächtern, Fakiren und Bonzen zu wissen, ist ein Glück, wovon der größte Teil der Menschheit keine Vorstellung hat.« (C. M. Wieland)

Das »Wissen« stellt ein Problem dar. Denn auch wenn Erich Mühsam, als einer unter vielen, auf gut hundert Seiten in *Die Befreiung der Gesellschaft vom Staat* seine Überlegungen zur Befreiung von ebenjenem »Wissen« – das Wieland Zitat auch prominent bei ihm – vorstellt, so endet das Lehrstück an den Steinen dieser sperrigen Mauer. Die Zähmung dieses Wider(ge-)spensigen ähnelt einem utopischen Theorem, sobald die Ebene vom individuellen hin zum gesamtgesellschaftlichen genommen wird, besser: genommen werden soll. Um die Tilgung ginge es eigentlich. Und hier um das Vergessen, Verdrängen oder eine größtmögliche Distanz dazu.

Kapitel Eins: Das produktive Scheitern

Paul Nizan, der gleichsam als Ich des Textes *Aden* ver-ortbar wird, kehrt der Rue d'Ulm, damit der Sprache und Philosophie sowie dem vor sich hinsiehenden »Tohuwabohu« der modernen Zivilisation den Rücken zu und begibt sich auf eine Reise nach Aden, »Arabien« – auf die Suche nach dem »neuen Menschen«. »Es gab eine Fülle von Fluchtmöglichkeiten«, schreibt Nizan im Prozess des Abwägens oder zumindest Vorstellens jener. »Überall Türen, die nirgendwohin führten«. Neben Einkehr in die Bürgerlichkeit, Nachahmung und Träumereien eines großen Lebens, der »wirklichen Flucht« (Selbstmord), die Reise – und zwar in Form des hoffnungsvollen Strebens hin nach einem Außerhalb Europas. »Die Büchse der Pandora«, das Unbekannte. Und so findet sich Nizan »eines Morgens auf dem Deck eines kleinen neuen Frachters«. Der »Anker lichtet«. »Die Kojen krachen«, hin nach Aden. Was er dort vorfindet, sind jedoch – wie zu erwarten – keine lebhaft gewordenen Traumbilder, sondern die Eiterbeulen eines global agierenden, gefräßigen Kapitalismus. Eine immense Maschinerie, die keine Grenzen in Form von Kanälen, Meeren oder Bergketten kennt (sondern ganz im Gegenteil diese für sich vereinnahmt und produktiviert) und die hier wie dort nie stillsteht, kein Entkommen, keine Flucht kennt. Ebenjene Maschinerie sowie die Gesetze der Bewegung und Instandhaltung dieser, versucht Nizan zu (be-)greifen, zu erfassen und zu semantisieren. Die Produktion und Re-Produktion (in Ketten) von Raum und Arbeitskräften, von Mehrwert und Individuen wird er-schrieben. Ein Er-Ahnen der Monstrosität führt, den Prozess ausstellend, zum schrittweisen Nachvollzug.

Dass der »neue Mensch« hoffnungslos zernagt, er auch anderswo nicht auffindbar ist, verschiebt die Richtung und den Sinn von Nizans »Suche«: Er wird zurückkehren um der »Bande der Besitzer« den Kampf zu erklären – seine Texte zeugen davon. Und in der Re-Lektüre re-aktualisiert sich der Kampf. Das

Scheitern wendet sich und negiert seinen Gehalt. Das »Wissen« um das Wissen, seine Omnipotenz und globale Verankerung wird unumschiffbar und Nizan macht Tabula rasa mit der Vergessenheit, sowie der Idee von Distanz.

Kapitel Zwei: Spazieren

»Sicher, ich hätte mich – mit mehr oder weniger Erfolg – gewalt-sam widersetzen können, ich hätte ›Amok‹ gegen die Gesellschaft laufen können; aber lieber sollte die Gesellschaft *gegen mich* ›Amok‹ laufen, sie war doch die verzweifelte Partei«. Schrieb H.D. Thoreau nach (s)einer Nacht in Haft und macht damit ganz deutlich: Sein gewaltloser Widerstand bedeutet nicht einfach Protest gegen staatliche Willkür, sondern vielmehr die Umlenkung der Staatsgewalt gegen den Staat selbst. Wie Walter Richartz schließt: die »Anwendung des Judo-Prinzips in der Politik«.

Thoreaus *Aden* lag unweiter, keine Schiffmeile entfernt, am Waldensee – wir kennen die Listen und Protokolle, die Versuchsanordnungen und Biographien des Humus und seiner Erzeuger. Wir kennen den Ausstieg, sämtliche Kosten, den Fang und den Arm – das gesellschaftliche Gegenmodell in sicherer Distanz. Das schule machende Draußen und die nahe Ferne. Doch vor allem kennen wir die Problematiken, die Fallstricke und Stolpersteine – unlängst wieder von Nicolas Debon in seinem meisterhaft kolorierten »Essai« nach-zu-erfahren. Und deshalb soll es hier nicht um das Projekt im Ganzen gehen, sondern um einen durchaus konstitutiven Teil, einen Schritt – zwar nicht ohne Gefahr des Stolperns – der fernab von utopischer Phantasterei greifbar bleibt: Das Spazieren, respektive die – in Anlehnung an Jane Bennett – *Thoreau'sche Schule der Wahrnehmung*, als durchaus ernstzunehmende Strategie des Aus-steigens.

Um Tabula rasa zu machen, muss man an den Tisch zurückkehren. Mit Thoreau kehren wir dem Tisch den Rücken, ohne ihn jedoch aus den Augen zu verlieren.

»Ich möchte zugunsten der Natur sprechen, zugunsten absoluter Freiheit und Wildheit – im Gegensatz zur Freiheit und Kultur im bürgerlichen Sinne – , und ich möchte den Menschen als untrennbaren Teil der Natur und nicht als Mitglied der Gesellschaft betrachten.« Extrakt und (fast Rousseau'sche) Apostrophierung als erster Satz über das Spazieren. Die Listen und Lupen in *Walden* verweisen auf den wissenschaftlichen Charakter seiner Beobachtungen und schließen das Missverständnis, es handle sich um naive Naturschwärmerei, um die Suche nach der romantischen unio mystica, per se aus. In *Vom Spazieren* fungiert die Reflexion

der sozialen und politischen Inskriptionen als Marker: Kein einsamer Wanderer über dem Nebel, kein Mönch am Meer. Sondern ein pedantischer Prediger in Wald und Text.

Ohne auf den räumlichen Aspekt des Ausstiegs einzugehen, scheint hier vor allem die Thoreau'sche Lehre der Wahrnehmung zentral: In der Überraschung, in der Offenheit sowie im Auge und Ohr liegt das Potenzial. Die De-Ontologisierung und De-Stabilisierung des Selbst und des Wahrzunehmenden bricht einen Pfad durchs Gestrüpp und lässt einen Blick in eigentlich blickferne Lichtungen erahnen. Vorstellig wird hier Natur und Landschaft nicht als begehbare und gangbar gemachte Folie, sondern als gewaltige, vibrierende und pulsierende Assemblage, welche starre Zu- und Festschreibungen verunmöglicht, tradierte Binaritäten qua dauerhaft prozesshafter Vibration derart erschüttert, dass sie endgültig tragunfähig werden. Das Hinein- und Zurückgetragen ließe unsere verkommenen und überkommenen Paradigmen taumeln – ein um(ge-)kehrtes Wissen um das Wissen des Wissens zur Umkehr des Status Quo. »Warm und friedlich und golden wie ein Flussufer im Herbst«.

Kapitel Drei: Unterwegs im Regen

Man hätte es auch bei Thoreau regnen lassen können, keine Frage. Doch ist sein zeitgerahmtes Aussteigen eines, das regensicherer ist – zumindest im herkömmlichen Sinne des Regnens – und so regnet es dort, wo der Regen annähernd existenzielle – auch hier wieder: zumindest im herkömmlichen Sinne des Regens – Züge annimmt: Auf den Schotterhängen, Pisten, Bahnhöfen. Neben den Brücken, Unterständen, Schildern und Gleisen, die (auch) William T. Vollmanns *Hobo Blues* bevölkern. Dort sowie bei Louis Althusser – ob tatsächlich vor seinen Pariser Fenstern oder »nur« im Text ist etwas unklar, aber auch nicht weiter von Belang – regnet es also.

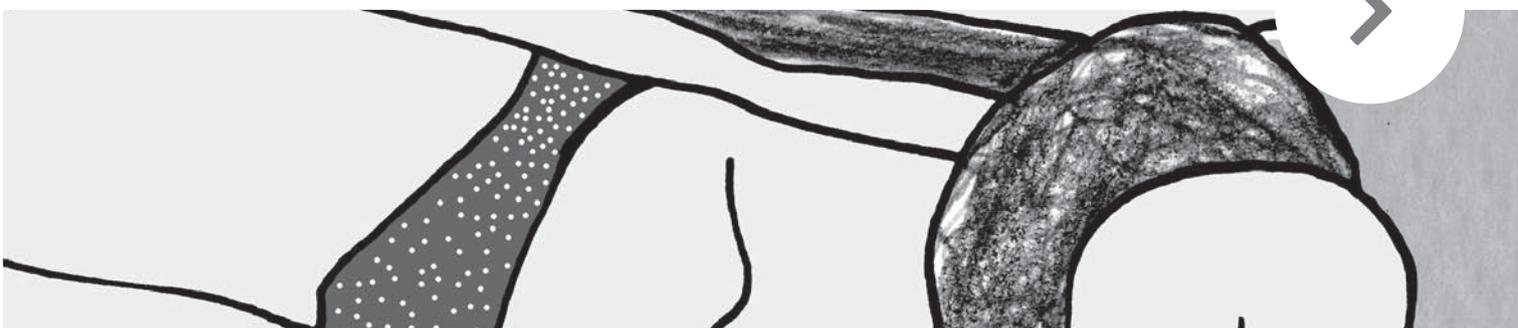
Bevor wir uns aber tatsächlich dem Regen zuwenden, einige Worte: Begriffen wird hier – und deshalb nicht bei Jack London oder Mark Twain – der Ausstieg des Hobos (Vollmann) als extreme, extremste Variante des Thoreau'schen Spaziergangs. Ein

Flaneur ist kein Spaziergänger. Ebenso ist ein Hobo kein Reisender. Und deshalb die Abgrenzung in Vorsicht: London und Twain (sind und) beschreiben den Urtypus des Hobos, einen Wirtschaftsflüchtling und Wirtschaftsmigranten, von der Hoffnung der sozialen Migration getrieben. Nicht ausschließlich zwar – auch bei ihnen gibt es Abenteurer und Halbtags-Hobos – doch vornehmlich. Ebenso begegnet auch Vollmann Migranten und Flüchtlingen, aber vornehmlich eben sozialen Aussteigern und Abenteurern, die vielleicht von Dylan und Guthrie getrieben, vielleicht von ihren Familien oder (staatlichen) Institutionen vertrieben, auf den Gleisen landen ...

... und dort regnet es. Jedoch fällt, wie bei Althusser, nicht irgendein »schicksalhafte[r] oder nichtschicksalhafte[r] Regen«, sondern Epikurs Regen der Atome, »die ins Leere fallen«. Es geht um den von Althusser vorgestellten »Materialismus des Regens«, einen »Materialismus der Begegnung«, also einen des Aleatorischen und der Kontingenz.

Epikurs Regen ist ein kosmologisches Modell – nicht mehr und nicht weniger. Jedoch eines, welches die materielle Bedingtheit von Welt (-entstehung) im Gegensatz zu Fragen nach dem Sinn hervorhebt. Man könnte sagen, eines das mehr nach der Ontogenese fragt (ohne Festschreibungen zu produzieren) als nach den Epistemen, respektive deren Genese. Epikur erklärt also, dass vor der Entstehung der Welt eine Unzahl von Atomen parallel ins Leere fiel. Und diese fallen nach wie vor. Dies impliziert, wie Althusser es fasst, »dass vor der Welt nichts war, und gleichzeitig, dass alle Elemente der Welt schon immer da waren, bevor noch irgendeine Welt war.« Und weiterhin impliziert das, »dass vor der Entstehung der Welt kein Sinn existierte, weder Grund noch Zweck«. Etwas und alles existiert, erschafft sich, auf Grund einer Abweichung einzelner Atome, die eine Begegnung zeitigt. Weder die Abweichung, noch die Begegnung sind zweckgerichtet oder kausal verankert, sondern unterliegen den Gesetzen der Kontingenz und des Aleatorischen.

Thoreaus Neugierde während seiner Spaziergänge galt – zumindest in der hier verfolgten Lesart – der möglichen Begegnung(-en). Seine Offenheit dem



Wahrnehmen und Eingehen einer solchen, um darüber Welt, Gesellschaft und die ›Begegnung‹ selbst neu begreifen zu können. Als erschütterbar, als veränderbar und nicht als historische Konstante mit impliziter Zielgerichtetheit und einem übergeordneten Sinn, Zweck und Grund. Jegliche Transzendenz, jeglicher Idealismus getilgt.

Liest man nun, wie bereits vorgeschlagen, Vollmann als Extrem-Spaziergänger, mit gesteigerter Offenheit und Neugierde an den Rändern auf Begegnungen lauernd, so ergibt sich daraus für sein ›heim‹zutragendes Bündel, dass dieses die Konsequenzen des Paradigmentauswechsels weiterführt. Ein Wissen um das Wissen, das dazu führt, ein Unwissen als Wert zum Wissen zu begreifen. Ganz gleich wie in *Hobo Blues* auch hier zuletzt:

»Wie kann derjenige viel an seine Unwissenheit denken – und er muss es tun, um vorwärtszuschreiten – , der so oft von dem, was er weiß, Gebrauch zu machen hat?« (W.H. Thoreau)

/// Max Walther

Mühsam, Erich: Die Befreiung der Gesellschaft: Was ist kommunistischer Anarchismus. Berlin: Edition Holzinger, 2015.

Nizan, Paul: Aden. Pamphlet. Berlin: Verlag Volk und Welt, 1980.

Thoreau, Henry David: Vom Spazieren. Ein Essay. Zürich: Diogenes, 2004.

Thoreau, Henry David: Über die Pflicht zum Ungehorsam gegen den Staat und andere Essays. Zürich: Diogenes, 2010.

Thoreau, Henry David: Walden oder Leben in den Wäldern. Zürich: Diogenes, 2001.

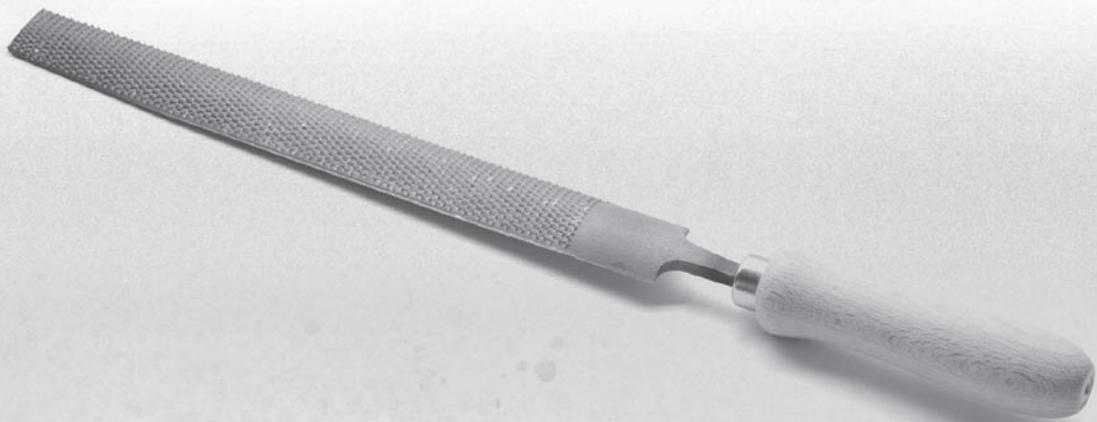
Vollmann, William T.: Hobo Blues. Ein amerikanisches Nachtbild. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2009.

London, Jack: Abenteuer eines Tramps. Berlin: Verlag Neues Leben, 1967.

Althusser, Louis: Le courant souterrain du matérialisme de la rencontre. In: *Écrits philosophiques et politiques*, Bd. 1. Paris: Éditions STOCK/IMEC, S. 539-579. vgl. auch: <http://www.episteme.de/htmls/Althusser-Materialismus-Begegnung.html>



Am hEFt feilen ...



Du schreibst gerne, bist neugierig und hast ein bisschen Zeit übrig?

Dann melde dich bei uns – wir suchen Verstärkung für unsere hEFt-Redaktion!

Per E-Mail: redaktion@heft-online.de oder komm einfach mittwochs zwischen 17 und 19 Uhr in unserem hEFt-Büro (Salinenstraße 141, Ecke Magdeburger Allee) in Erfurt vorbei.

50xhEft

Kopfleuchten

Malte rieb sich die Augen.

Mit einem Blick auf seinen Retro-Glockenwecker der Marke Infarktus, in den Farben Rot und Schwarz, begriff er, es war kurz nach 7.00 Uhr am Montagmorgen. Er stand auf, nahm sein Bett und klemmte es sich unter den Arm. Dann besuchte er das Stille Örtchen in seiner Wohnung, betrachtete verdutzt die Aufschrift »287 Jahre Zahnbürste – feiern Sie mit uns!« auf der Verpackung des Kariesstaubsaugers, den ihm seine Mitbewohner mitgebracht hatten. Er übertrieb es wohl doch in letzter Zeit mit seinem Hygienestreik. Zu Gunsten der gefährdeten, ungefähr 2000 Jahre alten Wasserläufer, die es sich im örtlichen Wasserwerk gemütlich gemacht hatten, verzichtete der umweltbewusste Student, so gut es eben ging, auf jede Form von Wasserverschmutzung.

Nach gut einer halben Stunde auf dem Pott, in der er über allerlei verlorene Eier in Hühnerzuchtanstalten sinnierte und sich absichtlich weder die Zähne putzte, noch die Hände wusch, verließ er das Badezimmer erleichtert. In der Küche angekommen erschrak er, weil sich ein Schatten am Backofen zu schaffen machte. Malte war sehr erleichtert, denn es handelte sich nicht um einen Einbrecher, sondern um ein besonderes Exemplar der Spezies Obst. Aber es war keine gewöhnliche Frucht. Es war Rudi, eine 16,5 Jahre alte Banane aus Leipzig, leidenschaftlicher Karaoke Sänger, Pyromane und Maltes bester Freund.

»Na gugge an. Wenn das nich Malde is, so frieh schon ausn Fädorn?«, sprach Rudi.

Malte gähnte laut und kratzte sich am Hintern.

»Was machst du denn hier?«, fragte er.

»Na mache ma de Oochen off du Dämel! Breedchen und Spiele! Breedchen und Spiele, wie damals bei de Reemer. Ich koch mir'n paar Semmeln un dann geht's bei de heißen Schniddn von der WG gegenieber. Als Schaafmacher, quasi als Geschmagsverstärker, gibbds ne Ladung Fleesch in Häringsoße. Wenn'mer dann fertsch sinn mit

mumpeln, dann geht's erscht offn Disch und dann ab ins Bedd. Da heeßsts dann Brust oder Geule, wenn de verstehst Kolleeche!«, sprach Rudi mit einem Zwinkern im Auge und holte die Brötchen heraus.

Nachdem er sie auf einem großen, mit Hammer und Zirkel bedruckten Teller abgelegt hatte, schlurfte er damit aus der Wohnung. Der warme Dampf und der Geruch nach frischen Backwaren blieben in der Küche haften. Malte verweilte noch eine Weile nahe dem Ofen und versuchte das angenehme Gefühl in sich aufzunehmen, dann packte ihn der Neid auf Rudi und sein Magen knurrte. Doch er musste hinaus in die Kälte, zu einem Termin beim Ministerium für Humanitäre Intervention.

Als Malte die Wohnung mitsamt Bett unter dem Arm verlassen hatte, ging er durch einen Park. Das Ministerium befand sich auf dessen anderer Seite und der Weg dorthin war mit Komplikationen verbunden. Niemand wusste genau weshalb, doch die Zeit verhielt sich hier anders als sonst. Sein Termin war für 7.30 Uhr angesetzt worden, doch es war bereits kurz vor 8 Uhr. Das machte ihm jedoch nichts aus, denn die verlorenen Minuten würde er in einer guten Stunde wieder drin haben. Schon beeindruckend diese Zeitschleifen, dachte er sich. Rudi hatte seine ganz eigene Theorie zu den Dingen, die im Park geschahen. Doch die hatte Malte nie verstanden. Laut seinem besten Freund war eine wilde Mischung aus Dummheit, unnützer Integralrechnung und Karma dafür verantwortlich. Während er also durch den Park spazierte, wurde er Zeuge einer ganzen Menge ungewöhnlicher Geschehnisse. Es war Spätherbst, neblig und frischer Raureif glänzte an den Blättern.

Zu seiner Linken, unweit eines Gebüschs, bot ein kleines Kind einem verängstigten alten Mann einen falschen Hasen an und nahm daraufhin dessen Hand. Beide hopsten vergnüglich zwischen die schattigen Büsche und verschwanden.

Zu seiner Rechten servierte ein kalter Hund einer Gruppe Chinesen einen Kellner auf dem Silbertablett, verneigte sich höflich und fragte, ob es sonst noch etwas sein darf. »Mix mir einen Drink!«, forderte einer der Chinesen lautstark.

James Bond lag geschlagen auf einem ramponierten Kinderspielfeld und ein armer Ritter mit Kinderwagen wehrte sich tapfer gegen Goldfinger. Auf einem der Klettertürme stand eine Banane in eine rote Toga gehüllt, die Rudi zum Verwechseln ähnlich sah. Sie trug ein weißes Toupet auf dem Kopf und begeisterte ihre Untertanen mit den dialektfreien Worten: »Sehet, was vor Augen ist und machet unsere Nation wieder groß!«

Unweit des Spielplatzes, vor einer Menschenmenge, probte eine Gruppe Achtklässler ihre Version des Musicals Hair, als eine Drohne aus der Luft angriff und eine Explosion den Park erschütterte. Trümmer und Körperteile wirbelten in Zeitlupe durch die Gegend und Schreie drangen wie ein Echo, welches sich endlos wiederholte, durch den Park. Auch 151 Jahre Stahlbeton hatten sie unter dem Dach der Bühne nicht schützen können.

Inmitten des Tumultes belehrte ein wirrer katholischer Priester einen Sträfling, der bereit zur Buße vor ihm kniete, über die Auslegung von Schuld und Sühne.

»An ihren Früchten sollst du dich niemals laben, stets meide den Garten der Lüste mein Sohn. Es ist Zeit für Liebestöter. Das Wort des Herrn ist draußen und nicht in der Anbetung der Könige zu finden. Falscher Könige wohlge-merkt, deren Blick stets nur von oben herab in eine Gasse reichen mag. Draußen auf Kautio bist du, also ist es Zeit für dich den richtigen Glaubenspfad zu beschreiten. Zeit die Jesuslatschen und Manchesterhosen anzuziehen und Übergangsjacken überzuwerfen. Der Winter kommt schließlich schnellen Galoppes mein Sohn und mit ihm reitet der Satan.«

Eine Gruppe Sprayer zankte sich über ein unfertiges Graffiti.

»Wärme und Arbeit, dein Ernst?«

»Wieso nicht? Wärme ist toll aber Arbeit nicht so.«

»Aber ohne Arbeit wird es nicht warm. Willst du es warm haben, musst du doch die Heizung aufdrehen. Das bedeutet Arbeit.«

»Häh? Ich gebe deinem Arzt gleich Arbeit!«

Ein hoffnungslos Verliebter bettelte um die Gunst seiner Angebeteten.

»Weißt du noch, du und ich auf dem Markt, als dir die Aubergine heruntergefallen ist? Ich habe das Zeichen verstanden, sei dir sicher.

Oder weißt du noch, du und ich im Rathaus, als ich dich unangekündigt auf der Arbeit besuchte?

Weißt du denn gar nicht mehr, du und ich in der Hängematte, als ich mich zu dir nach Hause schlich und einfach dazulegte?

Weißt du es denn wirklich nicht mehr, du und ich im Morgenrot, als wir zu den Klippen gefahren sind und ich dir elegant aus dem Kofferraum half?«

Aus der Ferne war das Geräusch eines Rasenmähers zu hören, der in einem Berg aus Laub verreckte. Eine Gruppe Schwalben sprang daraufhin aufgeregt zwischen den Bäumen hin und her, während der Nebel begann sich zu lichten. Das erste Tageslicht würde bald den Raureif verdrängen und Maltes Griff um das Bett unter seinem Arm lockerte sich erleichtert. Auf einer Bank saßen Frau Stolz und Herr Vorurteil eng und liebevoll umschlungen, jedoch

bei näherer Betrachtung festgefroren, zusammen. Feiner Schneestaub perlte an ihren verlebten Gesichtern herunter und Eiszapfen ragten wie Krallen von ihren Händen herab. Erst letzte Woche hatte Malte Probleme mit Frau Stolz gehabt. Er hatte ein Paket bestellt, war jedoch in der Uni. Obwohl er sie, naiv wie er war, darum gebeten hatte, nahm sie seine Bestellung nicht in Empfang. Denn sie betrachtete ihn voller Abscheu und Ablehnung. Sein alternativer Kleidungsstil, Rudi, die aus Südamerika vor den Behörden geflüchtete Staudenfrucht und der strenge Geruch nach Protest passten wohl nicht in ihre Welt. Sie wandelte stets mit Münchner Schick und Hundefönfrisuren durch die Flure des Hauses. Herr Vorurteil, seines Zeichens Vermieter und strenger Verfechter deutscher Leitkultur, verliebte sich in sie, als er einen pigmentierten Ortsunkundigen mit arabischem Akzent aus dem Hausflur gejagt hatte. Sie ließ es sich daraufhin nicht nehmen, dem kürzlich vor Tod und Verderben Geflohenem ein Bein zu stellen. Der Hausmeister hatte fast den ganzen nächsten Tag zu tun, um die Sauerei wieder wegzuwischen und die Tür für Herrn Vorurteils Parteigenossen offenzuhalten. Seitdem sind der braunhaarige Lokalpolitiker und die Prosecco-Zarin ein Paar.

Malte wandte den Blick wieder von den beiden ab und folgte dem Weg zur Behörde. Das Bett unter seinem Arm hielt er mittlerweile so locker, dass es eine lange Spur in den Boden zeichnete. Es schien fast so, als hätte jemand mitten im Park eine Grenze gezogen. Malte streifte wie ein Zeitreisender durch diese blühenden Landschaften, fast so, als würde alles ein kleines bisschen in der Schwebelage hängen. Die Dinge schienen nicht ganz real, aber doch so voller Wirklichkeit. Der Nebel hatte sich nun fast vollständig verzogen und die Sonne ging in der Ferne auf. Die Sonnenstrahlen krabbelten durch die Baumkronen und über Maltes Mietshaus. Dort wo Wärme aufkommen sollte, brach Kälte herein und brannte sich wie ein Eisregen ins Fleisch. Ihm kam ein Gedanke, fast wie ein Blitz, dann stand ein Mann vor ihm. Die Zeit fror ein und nur er und Malte bewegten sich. Er nannte sich Morpheus und wollte ihm etwas sagen, aber sein Mund war mit Panzertape verklebt, auf dem ein blauer Like-Button prangte. Statt zu reden breitete er die Handflächen aus. Es waren vier Hände, aus denen Malte wählen konnte. Vier Zeitungen standen zur Auswahl. Eine Blaue Ausgabe, eine gelbe Ausgabe, eine rote Ausgabe, sowie eine schwarz-weiße Ausgabe.

Wie sollte er sich nur entscheiden?

Alles was er wusste war, am Anfang stand das Wort.

Annabell Küster
Lord Fauntleroy



Das letzte Abendmahl: hEft-reliest im Predigerkeller (März 2015)



Oft mit am Start: Rondo René Schulz (hier mit Groupie; Dezember 2010)



Betonbowle wird gemischt: hEft-reliest in der Engelsburg (Dezember 2006)

Meine erste Begegnung mit dem hEft fand in einem Museum statt. Wir Lesenden standen auf Podesten, die reliest-Gäste wanderten uns wie Ausstellungsobjekte ab, es war beglückend, es war einzigartig. Später kamen wunderbare Abende in Frisörsalons dazu, in Bars, einmal durfte ich während des Lesens Koordinaten für eine todbringende Drohne hochhalten.

Ich wünsche, dass Euch ein eigenes Stadion gebaut, vor jeder Sitzung des Landtags ein Text aus der aktuellen Ausgabe vorgetragen wird und ihr eines Tages jeden besonderen und nicht besonderen Ort Erfurts mit einer Lesung besucht haben werdet. /// Stefan Petermann



Katharina Bendixen liest am Flunscher: hEft-reliest Strandgut (Juni 2014)

hEft ist geil. /// Franziska Wilhelm



Franziska Wilhelm bei unserer Soli-Schranklesung im café togo (Mai 2008)

Ich weiß noch genau, wie ich bei einer hEft-reliest im Sommer 2014 am Flutgraben unter der Trommsdorffstraße mit Alexander über meine Stadtschreiberzeit und seinen Bart gesprochen habe. Zum ungewöhnlichen Veranstaltungsort führte eine mit Blumen dekorierte Treppe, über die die ZuhörerInnen zahlreich gekommen waren. Das Wasser rauschte, die selbstgezimmernten Bänke knarrten, die Graffitis an den Wänden leuchteten. Auch die Gespräche nach der Lesung waren angenehm, was bei Lesungen selten der Fall ist. Auf mehr solcher Lesungen, auf mehr solcher Begegnungen! /// Katharina Bendixen

Eine besonders schöne und bleibende Begegnung mit den Macherinnen und Machern des hEfts hatte ich im Sommer 2008. An diesem Tag bekam der Kulturrausch e.V. den KULTURRIESEN – Förderpreis der Soziokultur in Thüringen für sein etwas anderes Stadtmagazin »hEft«. Der Verein war damit der erste Preisträger, den die LAG Soziokultur Thüringen ausgezeichnet hat. Neben der Freude darüber, dass ausgerechnet ein Erfurter Projekt Preisträger wurde, ist mir vor allem der Abend der Preisverleihung in Erinnerung. Ein ausgelassenes Fest und zu späterer Stunde jede Menge Eierlikör mit dem damaligen Kulturstaatssekretär auf den Holzstufen der Thüringischen Sommerakademie in Böhlen. Bleibt weiter so produktiv, authentisch, offen und experimentierfreudig! Und vor allem: Lasst euch nicht unterkriegen! /// Bettina Rößger

Besonders ist mir die Arbeit an meiner Fotoserie NORDBAD in Erinnerung geblieben, die ich 2005 begonnen hatte und dann im hEFt veröffentlichen konnte. Das hEFt stand damals noch am Anfang und immer war unklar, ob es eine nächste Ausgabe geben wird. Wenn sich da nicht eine handvoll »Unverbesserliche« engagiert und unermüdlich für den Erhalt des Blattes eingesetzt hätten, wären wohl nicht nur meine Porträts unveröffentlicht geblieben. Auch deshalb nicht, weil es jenseits des Mainstreams in Erfurt schlichtweg kein anderes gedrucktes Forum gab, in dem die freie Kunst- und Kulturszene sichtbar werden konnte. /// Sven Gatter, Fotograf



Stadt und Alltag: Auszug Fotostreife »Menschen im Nordbad« von Sven Gatter (Oktober 2005)



Ab ins Grüne: hEFt-reliest in der Lagune (Juni 2013)



Auf dem Gipfel der Macht: hEFt-reliest-Moderator Thomas Rost als Napoleon (Café Süden, März 2014)



Autor liest im Schnee, Publikum hat's warm: hEFt-reliest im Waschsalon Schongang (Dezember 2007)

Dem hEFt, das ich seit 2007 kenne, danke ich bis heute, dass es junge Autoren veröffentlicht, auch wenn sie noch keine Wettbewerbe und Preise gewonnen haben. Dafür schätzte ich die Zeitschrift und wünsche ihr weiterhin so viel Elan und Ideen wie bisher. Denn diese immer wieder neu zu entwickeln und kreativ zu bleiben, das ist bei aller Liebe zur Sache das Schwerste. Ich hoffe, dass wir in zehn Jahren gemeinsam die 100. Ausgabe feiern können. /// Jens Kirsten

Vor den hEFtigen Zeiten gab's die Zeitschrift »Rampensau«, in der ich mich unter dem Pseudonym *Andie Leuthe* textlich tummeln durfte. Diesen *Andie* hatte ich davor bei einem Leipziger Wochenblatt als Kolumnisten ins Leben gerufen. Die Chefin dort hat die Sache mit dem Namen bis zum Schluss nicht gepeilt. Die Erfurter freilich sofort! Thüringen ist eben blickig – und die Leute beim hEFt erst recht. Also immer schön gesund bleiben, dass niemals hEFt-Plaster nötig sind ... /// André Kudernatsch



Ventil e.V.

Gemeinnütziger Verein zum kontrollierten Aggressionsabbau

de Heizöl- und Energiekosten, Streichung schüssen für soziale Träger, wachsende Kälte sowie jahreszeitlich bedingter Temperaturrückgang, teilweise sogar bis in den Minus – das sind Fakten, mit denen wir uns Winter auseinanderzusetzen haben. Einrichtungen, die von ausbleibenden Mitteln betroffen sind (Jugendklubs, Men, Frauenhäuser, Casinos), haben starke ne die "Hütte warm zu knegen". Um die Not lig zu lindern, startet Ventil e.V. ein bisher riges Modellprojekt: "Hartzer heizen"!

Sie sind:

langzeitarbeitslos (m/w), I einfach mal mit anderen I auch dicht gedrängt bis ir stunden? Sie sind bereit, Energie für die Erhöhung peraturen einzusetzen? Dann sind Sie bei uns rci nehmen wir auch korpule Hautoberfläche) und hype Wärmeabgabe durch Bev

Viel zu früh aufgelöst: Ventil e.V. hatte Ratschläge für die Lösung gesellschaftlicher Probleme

Taxi
ruft mir
ein Taxi
wir werden
das 50. hEFt
in Luftschlössern
feiern

*
Tagträume
zeigt mir
Tagträume
auf Papier
wir wollen
den Alltag
mit Bildern
aus den hEFten
schmücken
Kritik
verfaßt
Widersprüche
ich werde
durch die hEFte
graue Gründe
heller sehen

*
Sekt
bringt
Sekt
ich will
Seite für Seite
Luftblasen
über fünfzig
glänzende hEFte
pusten
pusten

Den Machern
der hEFte viele
unterstützen-
de Worte für
ausdauerndes
Standhalten und
Weitermachen,
für Redigieren
und Herstellen in
grafischer Schön-
heit und sprach-
licher Deutlich-
keit. /// Bernd
Stickelmann



200 Jahre Bürstenkongress zu Erfurt: hEFt-reliest im Kickerkeller (September 2008)

Vieles verbindet sich für uns mit dem hEFt. Vor allem: Es hat immer wieder interveniert, sich eingemischt und aufgeregt. Das muss so bleiben. Legendar bleibt der von den hEFt-Leuten initiierte »Erfurter Bürstenkongress« 2008 im Kickerkeller. Von der Zahn- bis zur Klobürste war alles vertreten, was in Bürstenkreisen Rang und Namen hat. Eine denkwürdige und beziehungsreiche Replik auf die idiotische Entscheidung der damaligen Kulturverwaltung, Napoleons Sieg 200 Jahre zuvor zum kulturellen Jahresthema zu machen. /// Ines & Wolfgang Beese

Ach, wie schön, als ich noch für's hEFt schrieb. Die Stadt blühte, dank der kalabrischen Mafia, Ronny Hebestreit vermasselte ganze Meisterschaften, es gab einen (schlechten) Schlagzeuger als Bürgermeister, wir sangen Lieder über Feldwibel Pfeffer und verbrachten Nächte im Liederlich in der Pergamentergasse, wo es Klavier und Gitarren gab. Wir hatten Haaren auf dem Kopf, anstatt Ängste. Die schönste Erinnerung? Schreiend, Luft meiner Jugend, Enthusiasmus, Ehrgeiz, Wut gebend. Sebastian lud Mädchen ein, sein Auto zu f-f-f-fahren. Was in 50 weiteren Ausgaben? Verstaatlicht, als Pflichtlektüre für Beaten und Beamten.

Liebste Grüße aus der toskanischen Bergen! /// Paolo Fusi



Paolo Fusi mimt den Kulturbeigeordneten: hEFt-reliest im café togo (September 2005)



Geburtsstunde der Rot-Weißen Kulturfabrik mit Hymne: hEFt-reliest im Schauspielhaus (April 2016)



Und noch ein Country-Hit: Tilli & Sein Trupp (hEFt-reliest bei Radio F.R.E.I., Dezember 2013)



Audi-Jens erscheint: hEFt-reliest im P33 (Dezember 2010)



Maschinensturm bei der hEFt-reliest im Kunsthaus (September 2009)

Wir wollen uns nicht auch noch ans hEFt erinnern müssen!

Mein liebes hEFt ich gratuliere: Alexander, Thomas, dem Kulturrausch mach ich nicht einen, nein, fünfzig unartige Knickse und nutze schnell die aufmerksame Helle ums Jubilärchen und frage: Erinnert Ihr Euch auch und seit wann müssen wir uns eigentlich erinnern.

Wann immer mir der Wind Freunde von fern in die Stadt trug, besuchten wir, was mir lieb und so teuer, zeigte ich stolz unser großkleines, mein Erfurt, daher. Sagte, schau, dies bescheidene Wunder von Stadt und Mensch! Wir stolperten zu meinem geliebten Moritz, wir schmugelten unsere Ohren unter Joschis Kopfhörer, nebenan wohnten Mukra. Marbach Records: We love you. Ich erzählte von der »Zentralheizung des Todes«, Konzerten unter der Wendeltreppe, sagte noch einmal, schau: Alles auf engstem, kleinstem Raum so viel großes.

Ich eiferte »Eine Welt aus Hack«, »Teenitus«, Kunst in besetzten Häusern oder Häuser besetzt von Kunst. Soziale Projekte, Soziale Plastik, wo war der Unterschied, wer weiß? Erzählte, erklärte, schwärmte kurzatmig und aufgeregt »textil«, Hirschgarten, Stasi, unsere Stützerkultur, Rosen-Rosi, die Kurzfilmwanderung und das Andreasviertel, was nicht alles. Eben ein Wunder. Ich sagte stolz, wir sind improvisierte Barrikadeure, wir haben feste Stirnen, die bieten wir gegen alles und jeden, wenn uns etwas nicht passt, gibts Radau!

Ich sagte: Wir bleiben alle.

Ich sage: Keiner ist geliebt.

Wenn mir heute der Wind Freunde von fern in die Stadt trägt, zeig ich noch immer mein kleingroßes, aber mit lädiertes, beschädigter Freude. Von meiner Freude ist der Lack endgültig ab. Ja, der Joschi ist noch, aber weit, weit vor den Toren, was macht die gehackte Welt, ach, das Teenitus, hach, vorbei. Stadtgarten, wissen wir einfach nicht, wie lange und ob weiter? Steinhaus, Centrum, war da was, ja, da war was.

Huch: Rotplombe!?

Wir lassen den Dom immer noch links wo er eben gerade steht, schlendern zu Veit und seinen küssenden Polizisten und schon wieder hat irgendein Arsch auf die Teddyarmee getagt. Mea, mea Culpa, Herr Peng, bist Du wenigstens noch ab und an bei uns? Wir kullern zur Krämer, ein Eis auf der Hand, sag ich, schau, da standen mal Eschen, ausgelichtet auch die Bäume, die Menschen, unsere kleine Nischenkultur, sozio & sub & alternativ,

alles ausgelichtet, ausgelagert, ausgespart. Bald haben wir nur noch ein hübsches, gerüschtes, totsaniertes Fotomotiv, aber keine Stadt mehr.

(Gedankeneinschubhilfe: 1. Wer wissen möchte, wie so etwas aussieht, der fahre doch einmal zurück in die Zukunft: Nach Essen oder Köln und suche im Zentrum ein nettes Café wie unsere Mehlhose, das Nerly oder den Floh, sucht mal.

2. Ich denke mir die Eröffnung der Hilfiger-Klamotte, als Datum historischer Tragweite, eine deutliche Zäsur im polyphonen Schicksal unserer Stadt. Übrigens ist schon jemandem die Farbverwandtschaft zur AFD aufgefallen? Und nicht vergessen: Höcke klaut! – Gedanken 1 & 2 sind hier an ihr vorläufiges Ende geschoben, also zurück in den Text:)

Wir verlieren immer öfter verlieren wir, sag ich traurig meinen fernen Freunden, die nun plötzlich, sobald sie aus dem Zug pendeln, alles über Pe- und Thügida, AFD, die Abgehängten Ostler und ihr sagenumwobenes Dunkeldeutschland wissen wollen, bei meinen fernen Freunden hat sich etwas schmerzlich kurzgeschlossen: Erfurt = Osten = Nazis = Holzauge sei wachsam!

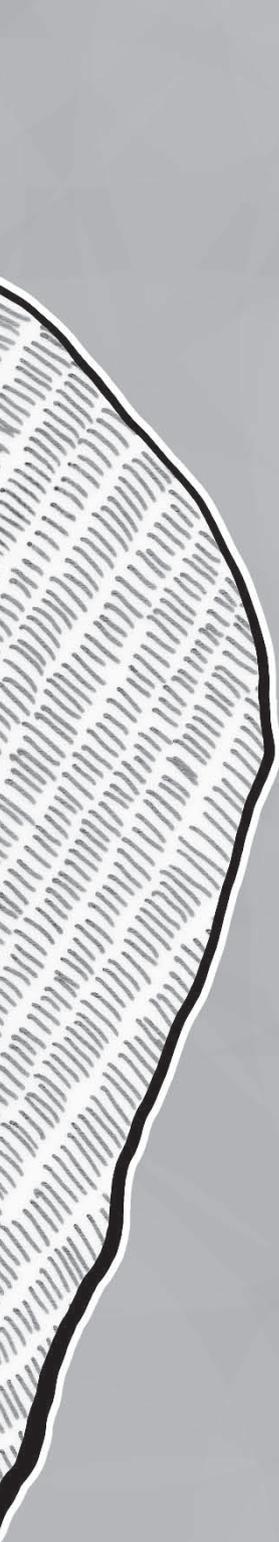
Ratlos schleppe ich sie an den unschuldigsten Ort, den ich kenne, ins »Tintenherz« schlepp ich mich noch, wann immer die Trauer mich einkreist, nicht mehr von mir lassen will, wenn mir nix mehr einfällt zu unserer Stadt einfach nix, dann ...

(dramatische Pause)

nasweist, ohrfeigt mich rechtzeitig das hEFt und ich weiß plötzlich wieder warum ich noch hier, warum ich meine fernen Freunde durch die Straßen zerren muss, weil so etwas noch möglich ist, weil es so etwas wie das hEFt bei uns gibt es noch Möglichkeitsräume, Leute! Also tragen wir doch bitte Sorge, damit die Möglichkeiten nicht noch kleiner, noch enger werden, damit wir uns nicht eines Tages auch noch ans hEFt erinnern müssen und uns sagen hören: ausgelichtet, ausgelagert, ausgespart, auch dies. Mag sein, wir verlieren immer öfter, aber deshalb noch lange nicht alles!

Hoch lebe das hEFt, hoch leben Alexander & Thomas, der Kulturrausch und all ihr lieben und guten sozioalternasubversiven Seelen, da draußen, die ihr dafür sorgt, dass uns noch eine Stadt hinter dem Motiv, der Kulisse, bleibt, die wir gerne unser Zuhause nennen.

50 x hoch & ein Prosit aufs hEFt!, von eure olle Hün-
gern! /// Nancy Hüngrer



Mikrokosmos (Bagatelle)

Von Gorch Maltzen

Fühle wieder etwas. Laufe herum u. habe diese Taste in mir. Drücke sie u. kann wieder weinen. Freue mich zu weinen. Bin kaum eierschalen-, übergangsjacken-, durchpausdick. Bin noch vorsichtig, aber bin da. Seufze. Mute mir Zumutbares mutig zu. Musik bedeutet wieder etwas, alles. Gehe alte Wege u. finde neue Wege, alte Wege wie neue Wege zu begehen. Kann wieder Dinge zulassen. Telefoniere jetzt weniger als drei Stunden am Tag mit Hanna, um mein Herz auszuschütten. Übe wieder mehr als drei Stunden am Tag Klavier, neuerdings Bartók, auch Schönberg. Nehme Johanniskraut, Baldrian, widerwillig. Es hilft. Glaube ich. Habe aufgehört zu verblassen. Verlerne erlernte Hilflosigkeit. Nehme mir Zeit für mich. Weiß um eigene Verletzlichkeit. Lasse mich überreden. Gehe ab u. zu mit zu Dingen, die alle wichtig finden. Hanna sagt, man darf sein Leben nicht verpassen. Habe aufgehört zu verpassen, passe auf. Spüre Samt, Lametta, Wachs. Bin dankbar für kleine Dinge. Das Jahr geht zur Neige. Sehe Raureif an Neonreklamen nachts. Küsse Frost. Erwarte Blüte.

Borsch – ein sibirischer Klassiker

Von Lord Fauntleroy

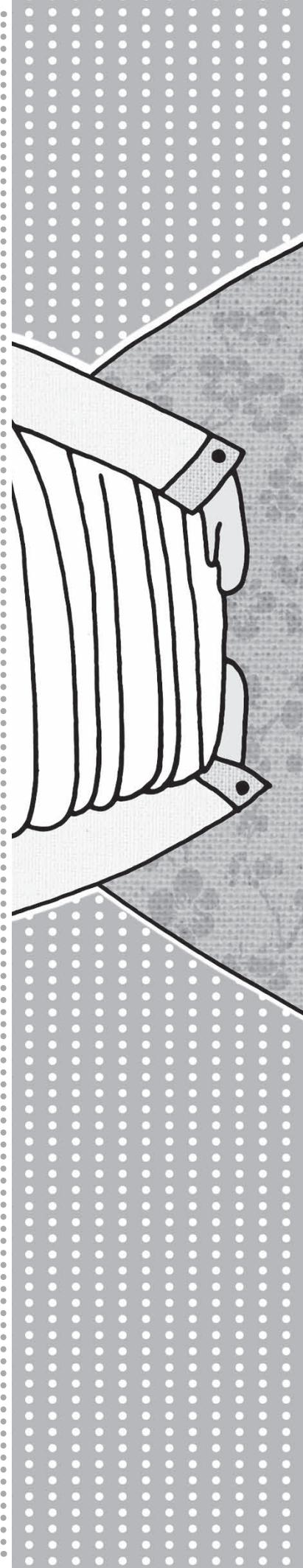
Vasili war nervös. Nein, nervös war das falsche Wort. Er hatte gottverdammte nochmal einen mordsmäßigen Schiss in der Buchse. Der Winter hielt Einzug in Tschyma und die Kinder bauten schon fleißig die ersten Schneemänner. Die Temperaturen sanken seit Wochen kontinuierlich und hatten bereits die minus Vierzig Grad Marke weit unterschritten. Für die meisten Bewohner des weit abgelegenen sibirischen Dörfchens wurde es also langsam Zeit, Badehosen und Sandalen gegen Bärenfellmäntel und Winterschuhe einzutauschen und sich einen ansehnlichen Winterpelz am ganzen Körper wachsen zu lassen. Selbst Hund und Katze trugen wieder einen dicken Teppich zur Schau und machten es sich auf dem heimischen Ofen bequem. Das Abgrillfest des Bürgermeisters stand kurz bevor. Streng nach Tradition galt es, den angefangenen Wodka vom Frühjahr schnellstmöglich zu vernichten, um so Platz für das stärkere Winterexemplar zu schaffen. Auch die letzten Anweisungen der Partei aus Moskau führte man sich zu Gemüte, deren Überbringer es mit Ach und Krach lebend durch die Taiga geschafft hatten.

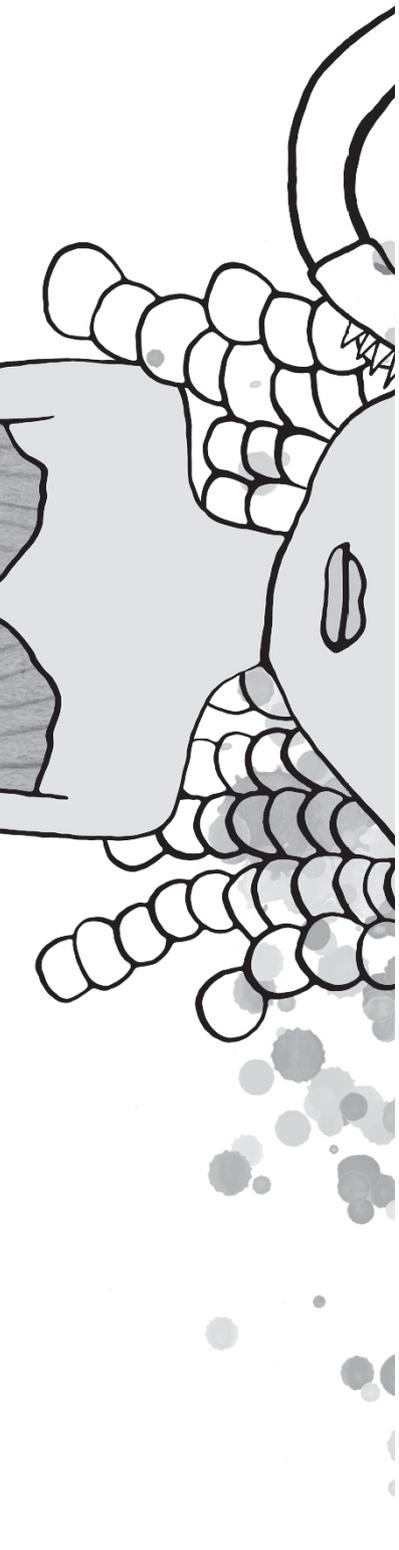
Zu seinem Pech war Vasili vor wenigen Wochen sechzehn Jahre alt geworden. Für seinen Großvater der perfekte Anlass, ihn in die wohl härteste Dorftradition einzuweihen.

Das Borsch.

Einmal im Jahr, wenn Väterchen Frost das Land in seiner eisigen Umarmung hält, zieht es die Bewohner des Dorfes auf den großen See hinaus. Hier trifft man sich mit den Erzrivalen aus Cholera, einem Örtchen auf der anderen Seeseite, um ein weltweit einzigartiges Spektakel zu zelebrieren. In mühevoller Arbeit und unter Todesgefahr wurden Tage zuvor zwei Tore auf dem gefrorenen See geschaffen, an deren Pfosten Glöckchen in den Dorffarben hingen. Rot für Tschyma und Blau für Cholera. Zwei Jäger wurden losgeschickt, um den wichtigsten Bestandteil des Wettstreits zu fangen. Eine ausgehungerte, vor Zorn rasende Wildsau, deren Frischlinge unweit des Spielfeldes versteckt wurden. Sobald sich die Teams aus beiden Dörfern gegenüberstanden, begann der alljährliche Wettkampf. Es ging dabei, neben Ruhm und Demütigung, vor allem um zusätzlichen Wintervorrat. Wer dieses Duell verlor, war nicht selten dazu verdammt mehr Gräber als üblich auszuheben. Das Spiel gestaltete sich simpel. Die Teams bestanden aus jeweils zwölf nur in Leinenunterwäsche gekleideten Athleten jeden Alters und Körperbaus. Das Regelwerk war streng, doch es wurde traditionell eher spontan ausgelegt. Meist entschied eine quirlige Mischung aus Wodkagenuss, Stimmung und Humorgehalt des Vorfalls über den Verlauf des Duells und die Entscheidungen der Dorfältesten. Vasili war von seinem stolzen Großvater dem Team empfohlen worden und durfte bereits das ein oder andere Training mitmachen. Neben vielen blauen Flecken und einem verlorenen Zahn, konnte er schon sein erstes Tor verbuchen, jedoch mit einem Autoreifen als Spielobjekt. Darüber war er sehr unglücklich, denn es wäre ihm lieber gewesen, gleich einen Genickbruch oder wenigstens einen schweren Knochenbruch zu erleiden. So konnte er sich noch ehrenvoll vor der heldenhaften Aufgabe drücken, die ihm jetzt bevorstand.

Die Dorfbewohner trafen in der Mitte des Sees auf ihre Kontrahenten aus Cholera. Wind kam auf und peitschte gnadenlos auf Vasilis nur mit einem roten Leinenschlüpfer bedeckten Körper, als er den Mantel aus Bärenfell abgab. Die Umstehenden nickten ihm zu, aufmunternde Worte wurden gewechselt und viele riefen Kampfpaparn gegen den Sturm, der von Osten her aufzog. Sein Großvater stützte sich vor Glück überwältigt auf einen Gehstock aus Zirbelholz, an dem hunderte Kerben eingeritzt waren. Jede stand für eines der Tore, die er seinerzeit als junger Spund beim Borsch erzielt hatte. Vasili als dessen Nachfolger spürte den Druck, der unverkennbar auf seinen mit Schneeflocken bedeckten Schultern lastete.





Kurz darauf wurden Kernmannschaft und Auswechselspieler benannt und unter tosendem Applaus der Menge begann ein sibirischer Klassiker. Vasili froh trotz seines ostrussischen Blutes fürchterlich, strengte sich an, seine Angst zu verbergen und hoffte auf einen schnellen, gnadenvollen Tod. Kaum standen sich beide Teams in ihrer Unterwäsche gegenüber, wurde ihnen von den schönsten Frauen die erste Flasche Wodka der diesjährigen Winterproduktion gereicht. Jeder, ob Freund oder Feind, nahm einen kräftigen Schluck, um den Geist zu fokussieren und die Kälte zu vertreiben. Köpfe wurden geschüttelt und die Teams verneigten sich. Dann wurde ein Käfig auf einem Schlitten in die Mitte gefahren, abgesetzt und die Zuschauer angewiesen, sich in angemessenem Abstand zum Spielfeld zu begeben. Angemessener Abstand bedeutete in diesem Falle jeder nach seiner Fassung. Der übermäßige Alkoholkonsum über den ganzen Tag verleitete manch einen Fan dazu, diese Anweisung zu ignorieren. Der ein oder andere hatte das in der Vergangenheit bereits bitter bereut. Die Zuschauer verstummten kurz, die hinter ihnen versteckten Frischlinge quiekten laut und die Menge begann daraufhin zu grölen und zu pfeifen. Nur kurz vernahm das Tier im Käfig so den Ruf seiner Jungen. Ein nervöser Jäger befreite es aus seiner Gefangenschaft und entfernte sich so schnell er konnte. Kurz darauf kroch die angepisste, rund zweihundert Kiloschwere Wildsau heraus, scharte mit den Hufen, sondierte die Lage und raste auf alles los, was in ihr Sichtfeld kam. Die Aufgabe der Mannschaften war jetzt, das Schwein wahlweise zu fangen, anzutreiben oder anderweitig ins gegnerische Tor zu bugsieren und dabei so viele Tore wie möglich zu machen. Das Spiel dauerte so lange, bis das Tier vor Erschöpfung zusammenbrach oder der letzte Dorfbewohner von ihm oder den Umständen ins Jenseits befördert wurde. Die Begrenzung des Spielfeldes auf dem See war eher als Richtlinie und daher sehr dynamisch zu verstehen. Letztes Jahr wurde praktisch der ganze gut drei Kilometer breite und acht Kilometer lange See bespielt. Der Wettbewerb zog sich, soweit sich Vasili erinnern konnte, damals fast zwei Tage hin.

Vasili schluckte verzweifelt als der Käfig geöffnet wurde, betete zu Gott und stellte sich seinem Schicksal. Das Spiel begann gut für seine Mannschaft. Igor, ein Rotbart groß wie ein Riese und dumm wie drei Meter Feldweg, mit einem Pelz auf dem Rücken, der selbst einen Werwolf vor Neid erblassen lassen würde, konnte das Tier nach nicht einmal zehn Minuten im gegnerischen Tor versenken. Dazu war ein todesmutiger Einsatz der zwei Bohnenstangen Dimitrij und Sergej nötig, die die Aufmerksamkeit des Schweins von Anfang an auf sich lenkten. Gekonnt leiteten sie das Tier im Slalom um die Gegenspieler herum, bis Igor es schließlich mit einem massigen Bodyslam ins Tor beförderte. Die blauen Glöckchen am Tor des Gegners ertönten zum 1:0. Beim zweiten Versuch rutschte Sergej jedoch aus, wurde von der Wildsau mitgerissen und krachte in die johlende Menge. Dimitrij, der extra stehen blieb um seinen Kumpanen auszulachen, wurde kurz darauf von Michail dem Hünen des Gegners, weggewischt. Um Dimitrij musste man sich keine Sorgen machen, denn trotz seines gebrochenen Kiefers und eines deplatzierten Armes kam er schnell wieder auf die Beine. Nach einem großen Schluck Wodka konnte er zurück aufs Feld. Wäre ja auch peinlich gewesen, so früh abzutreten. Die Auswechselspieler hatten keinerlei Anstalten gemacht, für die beiden einzuspringen und waren sowieso mit den Dorfschönheiten beschäftigt. Dann folgte der Ausgleich durch die Gegenspieler und eine mittlere Massenkarambolage, als die Wildsau spielerisch Haken schlug. Insgesamt vier Spieler beider Teams mussten mit gebrochenen Nasen und von Eissplittern durchsiebten Körpern vorübergehend ausgewechselt werden. Vasili, der sich bisher noch zurückgehalten hatte, drehte jetzt auf. Realistisch gesehen konnte er von der Statur her niemals mithalten, doch er war flink und wendig. Das Schwein grunzte, hetzte ihm hinterher und die Gegenspieler warfen sich ihm in den Weg, in der Hoffnung, das Biest zu packen und ihrerseits ins andere Tor zu bringen. Barfuß wie Vasili war, sprang er über ihre massigen, mit Haaren überwucherten Körper, rollte sich

wie ein KGB-Agent ab und, während die Wildsau hinter ihm her pflügte, schlug er einen Haken, wich der Faust des Hünen Michail knapp aus, rutschte seitlich unter die Läufe des Tieres und brachte es zu Fall. Als es zu Boden ging, glitt es fast wie in Zeitlupe durch die Torstangen und schlug sich den Kopf an. Die blauen Glöckchen an den Pfosten klingelten zum 2:1 für sein Dorf. Vasilis Team rannte oder humpelte auf ihn zu, erdrückte ihn nahezu im Freudentaumel. Sein Tor war ein gelungenes Meisterwerk und ging in die Geschichte des Wettbewerbs ein. Doch noch war die Messe nicht gelesen. Alle blickten gespannt auf die Wildsau. Würde sie sich nochmal erheben? Sie tat es und nur ein Gedanke durchfuhr ihr benommenes Hirn. Töten! Sie stürmte los, Ivan aus Cholera bekam sie zu fassen, kletterte auf sie und trieb sie in Richtung des Tors von Vasilis Mannschaft. Die Zuschauer hielten gespannt den Atem an, denn es roch nach Ausgleich. Doch auf halbem Weg geschah etwas Unerwartetes. Igor prallte mit Michail zusammen und beide blieben wie verliebte Trunkenbolde stehen. Ihre Körper waren so sehr verkeilt, dass sie sich gegenseitig vor dem Fallen bewahrten. Die Druckwelle ihres Zusammenstoßes warf jeden Zweibeiner auf dem Feld zu Boden. Auch Ivan wurde vom Rücken der Wildsau geschleudert und küsste das Eis. Die Stelle, an der die beiden Hünen kollidiert waren, musste wohl so etwas wie die Achillessehne des Sees gewesen sein, denn daraufhin hallte ein lautes Knacken durch die Taiga. Alle beobachteten perplex, wie die Wildsau auf dem Hintern ins Tor rutschte. Es klingelte zum 2:2. Die Dorfältesten sahen sich geschockt an. Die Wildsau hockte im Tor und zog eine Grimasse, als hätte sie den letzten Zug von Irkutsk nach Moskau verpasst. Der Boden vibrierte und die ersten Zuschauer wichen panisch zurück. Igor und Michail seufzten leise, grinnten sich total konfus an und das Eis sackte ein Stück ab. Sie taumelten und krachten umschlungen zu Boden. Die Wucht ihres Aufpralls riss eine gewaltige Eisplatte aus dem See und katapultierte die Wildsau mitsamt Tor in die Luft. Alle blickten voller Erstaunen in den aufziehenden Schneesturm und nur das markante Läuten des verschwundenen Tores war zu hören. Es kehrte zurück, bohrte sich tief ins Eis und Risse breiteten sich von der Einschlagstelle über den ganzen See aus. Von der Wildsau fehlte jede Spur. Die Dorfältesten blätterten fleißig im Regelwerk, verwarfen den Schmöker vor Angst, während sie vom See flohen. Unentschieden. Keiner achtete unterdessen auf die Frischlinge, die sich aus ihrem Käfig befreit hatten und nun heimlich über das Eis verdufteten, das lautstark auseinanderbrach. Die beiden Hünen, Igor und Michail, kuschelten nicht länger unfreiwillig, sondern wurden hektisch von fast zwei Dutzend Dörflern davongeschliffen. Das Spiel war zu Ende und Väterchen Frost verjagte seine Schäfchen mit Schneewirbeln und dem grausigen Geräusch ächzenden Eises vom See. Die Glöckchen, rot und blau, klingelten noch eine Weile gegen den Sturm an, bevor sie wie ein Ozeanriese mitsamt Tor im Wasser versanken.

Während Vasili seinem Großvater hastig zurück ins Dorf folgte, drehte er sich kurz um. In einigen Metern konnte er eine erschöpfte Wildsau sehen, die gestützt von ihren Jungen auf einer Eisscholle davontrieb.





Winterliedchen

Die Straßen sind wie Fisch beschuppt,
Den dicke Männer salzen.
Ein Schneeberg, der schon etwas suppt,
Lässt schöne Stiefel schnalzen.

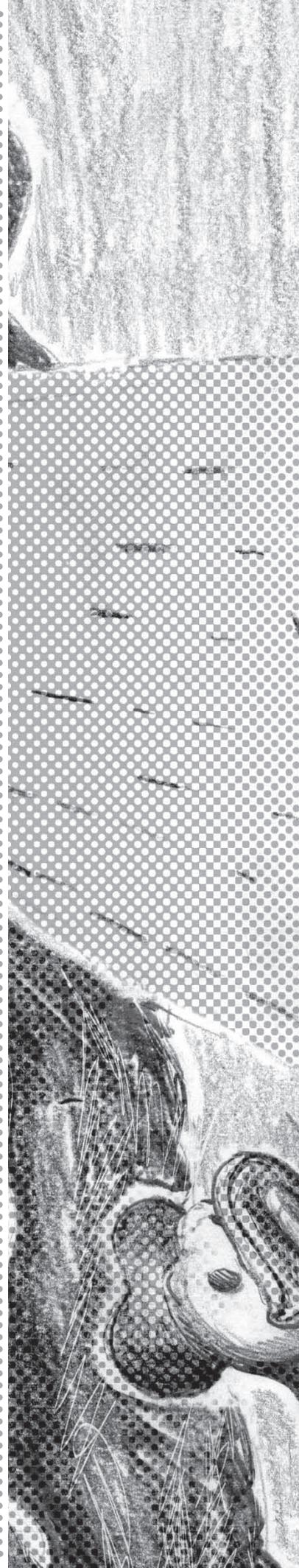
Die Krähen geifern im Geäst,
Darunter Schnee, noch weißlich.
Ein Hündchen kommt herbei und nässt
In Sonnengelb ihn fleißig.

Die Kinder sieht man, wie zum Trotz,
Zu einem Hügel stapfen.
An ihren Nasen prangt der Rotz
In hübschen grünen Zapfen.

Carsten Stephan



Grafik: Lydia Schulgina





Schneekugelsommer

Von Anne Büttner

Keinesfalls Chirurgenhände. Nein. Arbeiterhände – so werden Hände genannt, wie auch Irina sie hat: handrucks wulstige, unter robustem Fleisch gebettete Adern. Granny-Smith-große Handinnenflächen mit schweineschenkelähnlichen Handballen. Die Finger lang und kräftig: Keine für das Klavierspiel – eher für das Holz zu verarbeiten, aus dem Klaviere gemacht sind. Auch, wenn sie sie schmerzen, sie rau und rissig sind, mag Irina ihre Hände. Mag, dass sie kräftig sind, zupacken können. Mag, dass sie weniger liegenlassen muss, als sie es mit kleineren Händen müsste. Und trotzdem nicht mal zwei Euro Stundenlohn heute. Dafür das Gefühl von Schwerstarbeit.

Ein Gefühl, das Irina immer nur dann hat, wenn sich das Klima auf die Knochen setzt, wie Biset einst auf die Hüften. Dann, wenn es hier leer ist, apokalyptisch fast. Winters kommt kaum jemand her oder bleibt hier. Die, die nicht müssen, bleiben fern und die, die es können, fahren weg. Wohnen sich für einige Wochen andere Orte zurecht. Nicht mal unbedingt wärmere, nur ganz unbedingt andere. Werden dort nicht sparen, sich nicht geizig geben. Werden etwas aus der gutgefüllten Urlaubskasse in die Hütte Musizierender legen – unter keinen Umständen werfen. Werfen wirkt abfällig und so wollen sie keinesfalls wahrgenommen werden. Denn so sind sie nicht: nicht abfällig und auch nicht geizig. Stets werden sie den empfohlenen Prozentsatz an Trinkgeld hinterlegen, lieber noch der Servicekraft in die Hand drücken, ihr so Gelegenheit geben, es ihnen persönlich zu danken. Bestenfalls mit der Garantie auf einen besonders guten Platz beim nächsten Mal. In Reiseführern wird sich über jeweilige Gepflogenheiten informiert, Benimmregeln werden abgeglichen und aufgefrischt, um nicht in Vergessenheit zu geraten. Auch Anstand ist ein Muskel, der verkümmert, wenn er nicht trainiert wird. Also trainieren sie. Es wird gelächelt, gedankt, gegeben, genickt, vorausgeschaut und mitgeföhlt. Ortsansässige Gewerbetreibende werden uneingeschränkt unterstützt, in denkmalgeschützten Gebäuden aufgestellte Spendenboxen werden, solange sie transparent sind und man sich beobachtet weiß, wie selbstverständlich mit kleineren bis mittelgroßen Scheinen befüllt. Münzgeld wird in Brunnen versenkt oder in Souvenirshops, die mit pantoffelförmigen Flaschenöffnern, landkartenbemalten Schuhlöffeln oder mit einer Schneekugel verlassen werden, die ein Wahrzeichen des jeweiligen Reiseziels zielt.

Irina hat auch so eine Schneekugel. Ihre ist mit einem Flamingo bestückt. Irinas ganz eigener Schneekugelsommer. Hat sie mal gefunden. Mitten im Winter. Lag einfach so da. Dass jemand sie verloren hatte, war eher unwahrscheinlich. Um eine Schneekugel zu verlieren, müsste man sie erstmal mitnehmen – und wer nimmt schon eine Schneekugel mit? Zumal an diesen Ort, an dem sowieso eher weggeworfen als verloren wird. Irina war es letztendlich egal. Ob weggeworfen oder verloren – Hauptsache, sie hatte sie gefunden.

Irina findet oft Sachen. Sachenfinderin ist quasi ihr Beruf. Außer ihr verwendet aber niemand den Begriff. Der, den sie hier mit am häufigsten hört, ist Flaschenbraut. Immerhin wird er ihr mitsamt Leergut inzwischen nicht mehr hinterhergeworfen, sondern pfandwinkend entgegengerufen, so dass sie hingehen und sich die noch geldwerten Flaschen, lieber Plastik als Glas, und, wenn sie Glück hat, Dosen, abholen kann. Könnte sie es sich leisten, wäre sie auch mehr für Umweltschutz. Auf die Idee, das Leergut selbst zurückzubringen, kommen sie glücklicherweise nicht – zu viel Mehrweg für zu wenig Ertrag. Für Irina ist es gerade genug, deren Worte und Blicke zu ertragen.

Zum einen ist es schnell verdientes Geld, zum anderen riskiert sie so keine weiteren Schnittwunden. Davon hat sie zur Genüge. Und das, obwohl sie vorsichtig ist und immer, bevor sie irgendwo hineingreift oder irgendetwas beiseite räumt, alles mit der Taschenlampe auf Scherben, Splitter, Spritzen und sonstiges ableuchtet, woran ihr Körper Schaden nehmen könnte. Oder auch ihre Würde, wie etwa an nur punktuell noch zusammenhaltenden, pfunds schweren Windeln oder prallgefüllten Kotbeutel, die vom

Entsorgungsgedanken Getriebene in den nächstbesten Mülleimer werfen oder irgendwie darauf deponieren, solange noch gerade so Platz ist. Müssten sie sie stopfen, würden sie es lassen.

Trotz allem mag es Irina, draußen zu arbeiten. Und wenn man etwas mag, ist die Würde ja auch geschützt. Abgesehen davon haben es Selbstständige ohnehin selten leicht. Warum sollte das ausgerechnet bei Irina anders sein? Sie ist nicht besser oder schlechter als die anderen, die rund um die Uhr schufteten, um sich etwas leisten oder, so vorhanden, den Lieben etwas bieten zu können.

Weil winters eher zuhause oder in Bars getrunken wird, bestehen Irinas Schichten zu dieser Jahreszeit hauptsächlich aus Bereitstehen vor Clubs und warten, bis die auf den Einlass Wartenden ihre Wartezeitgetränke geleert haben. Irina drängt sich nicht auf. Beobachtet einfach nur, ist aufmerksam, lächelt und signalisiert, wie sie hofft, nicht allzu große Bedürftigkeit. Sie vertraut auf jene, die das zu schätzen wissen und ihr die Flaschen, oft Glas, selten Plastik, noch seltener Dosen, überlassen und nicht der distanzlosen Konkurrenz, die mit einem ganzen Fuhrpark an Einkaufswagen unablässig die Warteschlange auf- und abklappert, dabei unmissverständlich klarmachend, dass halbvoll bereits leer genug ist. Gegen solche Teams und die Gleichgültigkeit der meisten Wartenden, denen es egal ist, wer ihnen den Pfand abnimmt, solange sie ihn nur schnellstmöglich los sind, hat Irina kaum eine Chance. Geduldig und klimageübt harrt sie aus, bis die Konkurrenz übersättigt ist und der Platz ihr gehört. Ein bisschen flaschenförmiges Bargeld findet sich dann eigentlich immer noch. Meist etwas vom Club entfernt. Aber was sind schon ein paar Meter oder auch Stunden mehr gegen die Aussicht auf eine frische Rosinenschnecke vielleicht. Also so richtig frisch und nicht frisch-von-gestern-frisch.

Aber von diesem Extra ist sie noch etliche Flaschen und Dosen entfernt. Erst mussten alle anderen Kosten gedeckt werden. Insbesondere die Miete, die zwar bezuschusst ist, aber eben nur bezuschusst. Und natürlich die Kosten für ihre Gelenksalbe, die in der Drogerie im Mittelpreissegment geführt wird, die zu kaufen für Irina aber unverzichtbar ist. Leider gibt es so eine Salbe nicht für ihren Einkaufstrolley. Solange es noch irgendwie ging, würde sie ihn nutzen. Denn auch wenn er quietschte, löchrig war, der Reißverschluss klemmte und die Rollen manchmal blockierten, ist er ihr doch Erleichterung. Über ein neues Arbeitsgerät würde sie frühestens im Sommer nachdenken können, wenn wieder mehr Geld zu verdienen war.

An diesem Abend ist die Ausbeute geringer, als befürchtet und deutlich geringer, als erhofft. Kaum Dosen, kaum Plastik, nur wenige, unversehrte Flaschen. Die meisten zersplittert oder anderweitig nicht annahmefähig, weil aus Unüberlegtheit, Langeweile, vielleicht auch aus Nervosität, Banderolen entfernt oder Deckel weggeworfen wurden. Sie steckt die Flaschen trotzdem ein. Sie hat eine Extra-Tüte dafür. Der Mann an der Leergutannahme im Einkaufszentrum nimmt sie ihr manchmal für etwas weniger Geld ab, wenn es nicht zu viele sind. Allerdings nur im größten Trubel, wenn die Schlange vor ihr mindestens so lang ist, wie hinter ihr, wenn die Wagen voll sind und die darauf Gestützten und daran Gelehnten ungeduldig. Dann fällt es nicht so auf. Er weiß, dass Irina sein Entgegenkommen nicht ausnutzt und ihn im Gegenzug darauf aufmerksam macht, wenn er sich mal zu ihren Gunsten verrechnet haben sollte. Wäre es nicht zeitgleich zu seinen Ungunsten, würde sie es ihm vielleicht nicht verraten und sich einfach über den unerwarteten Zuschuss freuen. Gerade in Zeiten wie diesen, wo sie mehr als sonst jede acht Cent gebrauchen kann. Am sichersten wäre jedoch, sie bekäme es gar nicht erst mit. Aber das wird vermutlich nicht passieren. Dass sie einmal etwas nicht mitbekommt oder es ihr egal ist, wenn es um Leergut und Pfandgeld geht, ist wohl noch unwahrscheinlicher, als Sommer mitten im Winter. Aber die Vorstellung, die mag sie.



Josh

Von Till Bender

Josh fühlte sich rundherum wohl. Er war ganz in sich selbst versunken und hörte die ausgelassenen Stimmen der anderen sieben Männer wie aus einer Nachbardimension zu sich herüberlärmern. In seinen ausgestreckten Beinen spürte er die Schwere der gelaufenen Kilometer, in seinen Schultern die Erinnerung an die Trageriemen. Aber das hatte sich gelohnt. Für einen Abend wie diesen war keine Schinderei zu teuer. Zu acht hatten sie den ganzen Tag Zelte und warme Decken für alle und genügend Fleisch, Würste, Gemüse, Brot, Bier und Schnaps für theoretisch noch acht weitere durch den Wald gewuchert. Zum Glück waren sie diesen anderen acht nirgendwo begegnet. Josh rülpste leise und dachte darüber nach, ob er zum Öffnen seines Hosenknopfes wohl die Bierflasche aus der Hand stellen müssen würde.

Er beobachtete unter halb geschlossenen Lidern die Flammen, die in einem Ring von Steinen tanzten und hier und da von unten an dem planvoll belegten und planlos weitgehend geleerten Rost leckten.

Eben rief jemand wieder was. Jemand anders antwortete: »Nee, weißt du, woran ich vorhin gedacht habe? Keine Gitarre mitzunehmen. Keine Ursache!« Allseitiges Gelächter.

»Kommt, Zeit für Lagerfeuergeschichten. Bisschen was Privates.«

»Genau: ›Dein erstes Mal ...?‹

»Ja, da bin ich schon gespannt drauf!«

»Halt, Moment – Ich will heute nichts hören, wo die Wörter ›Cousine‹ oder ›Schafe‹ drin vorkommen!«

»Oh, dann muss ich erst mal nur zuhören.«

Allseitiges Gelächter.

»Was ist mit dir?«, wandte sich einer an den Ruhigsten und anscheinend Nüchternsten der Gruppe – was bei dieser Gruppe nicht viel zu bedeuten hatte. »Du hast ja noch nicht viel erzählt!«

»Lieber nicht. Bin nicht so der Unterhaltungskünstler.«

»Komm schon, irgendwelche Geschichten hat doch jeder auf Lager.«

»Ich kenne bloß Geschichten, die euch die Stimmung verderben würden.«

»Weil sie mit Schafen und Cousinen sind?«

»Keine Cousinen, keine Schafe. Aber vielleicht trotzdem unheimlich.«

»Hoho, da werde ich mir am besten gleich meine Schauergeschichten-Maiskolbenpfeife stopfen. Alle mal Klappe halten und zuhören! Und bitte, Shakespeare.«

»Na ja, ihr könnt das nicht wissen, ihr seid ja alle nicht aus dieser Gegend: Als ich noch ein Kind war, haben wir – oder jedenfalls die alten Leute – in meinem Dorf, wo wir heute Morgen aufgebrochen sind, es, wenn der Herbst zu Ende ging, immer vermieden zu sagen, der Winter kommt.«

»Und warum denn das?«

»Weil wir uns dabei immer vorstellen mussten – jedenfalls die alten Leute – was hier im Wald los war, wenn der Winter kam.

Ich bin nicht sicher, ob überhaupt jemand wusste, wo genau Winters Hütte stand. Aber er wohnte irgendwo hier, zwischen den Bergen und dem Fluss, mit seiner Frau und seinen zwei Kindern.

Sie lebten sehr zurückgezogen, die Winters, kaum dass er acht, vielleicht zehn oder zwölf Mal im Jahr ins Dorf kam, um Kleidung und Vorräte zu kaufen, ein bisschen was aus seinem Garten, seinem Stall, aus dem Wald oder seiner Werkstatt zu verkaufen, und, ja, und dabei sprach es sich herum, dass Winter wohl ein ausnehmend geschickter Handwerker war. Er war ein gutaussehender Mann mit einem zurückhaltenden, aber umso wirksameren Charme, hieß es. Dabei umgab ihn diese Aura des geheimnisvollen Fremden, so dass man im Dorf, sicherlich nur im Scherz, unterstellte, in so manchem Haushalt seien Dinge pünktlich genau dann kaputtgegangen, wenn jemand Winters nächsten Besuch so gar nicht

mehr erwarten konnte. Nun weiß ich keinen einzigen Fall, in dem es Belege für irgendwelche moralisch fragwürdigen Vorgänge gegeben hätte, und damals galten noch ganz andere Maßstäbe als heute, aber das leichte Leuchten in den Augen der Frauen, wenn der Winter kam, hat sicherlich so manchen Ehemann irritiert.

Vielleicht hat Winter etwas davon mitbekommen, vielleicht nicht. Sicherlich ist ihm aber entgangen, wie ›irritiert‹ Frau Winter war.«

Der Erzähler verfiel vorübergehend in Schweigen.

»War wohl eifersüchtig, seine Alte?«, vermutete jemand aus dem Halbdunkel.

»Im Morgengrauen des Tages nach Winters letztem Besuch in unserem Dorf begegnete ihm ein Bauer auf dem Weg zur Arbeit auf einem Feldweg. Er wünschte ihm einen guten Morgen und wunderte sich zunächst nur, dass sein Gruß nicht erwidert wurde. Auf seine Frage, ob alles in Ordnung sei, erhielt er keine Antwort. Er packte Winter besorgt bei den Schultern und schüttelte ihn ein wenig. Da kippte Winter um. Fiel einfach der Länge nach ins Gras. Nach einem halben Tag der Bewusstlosigkeit kam er in einem Bett in unserem Gasthaus wieder zu sich, war aber noch immer außer Stande, auch nur ein einziges Wort hervorzubringen. Am anderen Morgen begleiteten ihn ein paar Männer zu seiner Hütte und fanden die Frau. Sie wehte ganz friedlich am untersten Ast des Apfelbaums vor dem Haus im Wind. Die beiden Kinder hatte sie mitgenommen. Sie lagen in ihren Bettchen, jedes ein Kissen auf dem Gesicht.

Ob sie eifersüchtig war oder einfach Angst hatte, ihr Mann könnte nicht mehr zurückkommen, wer weiß? Bevor er für immer aus der Gegend wegging, deutete Winter noch an, dass sie nicht zufällig in solcher Abgeschiedenheit gelebt hätten. Seine Frau habe schon immer diese, wie hat er gesagt, ›diese Fährde gefühlt‹.

Wie dem auch sei, in den vergangenen Jahrzehnten hat man sich immer mal wieder von Wanderern erzählt, die im Wald einer irgendwie verstört wirkenden Frau begegnet seien, die ihnen, urplötzlich quasi aus dem Nichts aufgetaucht, die Hand auf den Arm gelegt und sie gefragt habe, ob sie wüssten, wo ihr Mann sei und wann er nach Hause komme. Aber ihr wisst ja, wie es mit solchen Geschichten ist: Man kennt da einen, der einen kennt, dessen Schwägerin das garantiert wirklich erlebt hat ... «

Sein Zeigefinger beschrieb eine korkenzieherartige Schraube an seiner Schläfe.

»Ist jemand interessiert an dem letzten Würstchen?«

War niemand.

Einer erhob sich von einem halb vermoderten Baumstumpf, der ihm als Sitz gedient hatte, ins allgemeine Schweigen.

»Ich müsste mir mal, ähm, die Beine vertreten ..., das war hier in diesem Wald?«

»Hm?«, kaute der Angesprochene, »ja, was heißt jetzt ›in diesem Wald?! Der Wald ist weit, wie gesagt, zwischen den Bergen und dem Fluss irgendwo.«

»Aha. Und diese Frau, Frau Winter, also, die Leute, die ihr begegnet sind, die behauptet haben, ihr begegnet zu sein, sagten was von ... ›verstört‹? Nicht etwa ›verärgert‹? ›Mord-lüstern‹?

»Neeein. Eindeutig ›verstört‹«

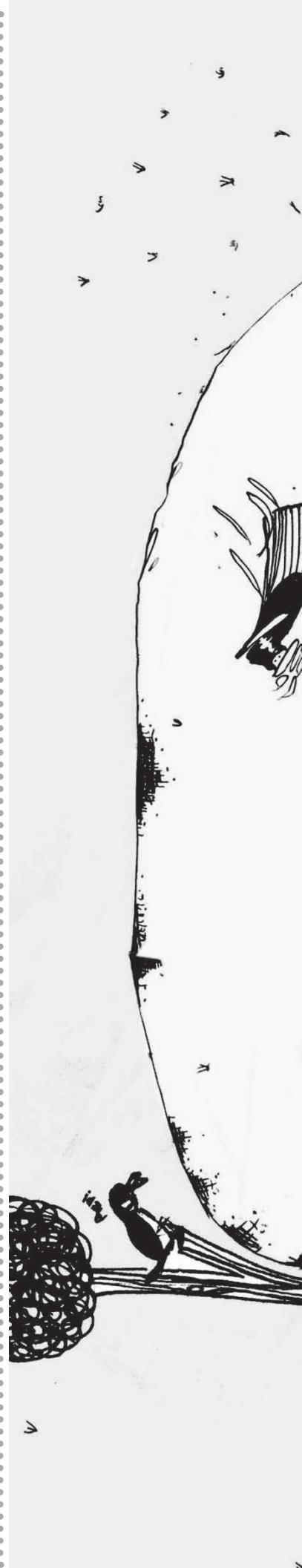
»M-hm, m-hm. - - - Leute, ich muss echt dringend mal pinkeln.«

Der Mann machte fünf Schritte aus dem Feuerschein hinaus.

»Kommt jemand mit?«

Josh stand auf. »Ich muss auch.«

Sie gingen ungefähr nebeneinander her durch die Dunkelheit, bis sie das Gefühl hatten, den richtigen Diskretionsabstand sowohl zueinander als auch zum Camp gewonnen zu haben, und so geschah es, dass Josh mehr oder weniger plötzlich ganz allein im Stockfinstern stand.





Er tat, wofür er gekommen war – auch ein eigenartiges Gefühl, so in völliger Dunkelheit, fand er – und wollte nun den Rückweg antreten, doch konnte er die richtige Richtung nicht finden. Er drehte sich einige Male suchend um die eigene Achse und verlor dadurch vollends die Orientierung. Er horchte in den Wind, nichts. Er rief in den Wald, es scholl ganz und gar nichts heraus. Blöde Witzbolde, dachte Josh. Eigenartigerweise war er durchaus nicht beunruhigt. Er glaubte nicht an Spuk, und zwar nicht aus Trotz nicht, sondern einfach überhaupt gar nicht. Und die Vorstellung, sich nach ein paar Schritten grundsätzlich, prinzipiell und wahrhaftig verirrt zu haben, schien ihm viel zu abwegig, um sich länger mit dem Gedanken auseinanderzusetzen. Sicher der viele Alkohol. Macht immun gegen verrückte Phantasien. Na bitte, da ist ja Licht. Jetzt ist es wieder weg. Da ist es wieder.

Es wurde größer. Kam auf ihn zu. Oder?

»Josh!« Es klang überraschend weit weg.

»Josh?« Vertraute Stimme.

»Joshua!«

»Ich bin hier!«

»Hallo, Joshua?«

»Hier drüben! Bei ..., gleich bei diesem Baum!«

Dann war das Licht da. Sie trug es. Sie hatte ihn gesucht und gefunden.

»Sag, Liebster, was treibst du denn hier mitten im Wald in der Dunkelheit, so ganz ohne Lampe? Alter Narr, komm herein, bevor die Kinder aufwachen und sich ängstigen, wenn sie uns nicht finden.«

»Wie lange war ich denn fort.«

»Fort? Was ›fort? Du meinst im Stall? Draußen?«

»Da war ein Feuer. Und Männer. Freunde. Ich habe bei ihnen gegessen, und einer hat eine alte Geschichte erzählt, von ..., nein, ich kann mich nicht erinnern, es war, nein, es ist weg.«

»Oh, Joshi. Du wirst neben dem Pferd eingenickt sein.«

Er war nicht glücklich darüber, dass sie allein in die Nacht hinaus gewandert war. Andererseits, wenn sie sich nicht gesorgt hätte, wäre er womöglich noch weiter in den Wald gestolpert?

Er lächelte. Wohl kaum.

Jetzt hatten sie das Haus erreicht. Neben dem Eingang stand noch die Kiepe, die er den ganzen Tag durch den Wald getragen hatte. Die sollte er noch in den Schuppen bringen.

Die folgenden zwei Wochen vergingen im Fluge. Vom ersten Tageslicht bis zur Abenddämmerung war die Familie mit den üblichen Herbstarbeiten beschäftigt. Joshua hackte Holz, erntete die letzten Früchte im Garten und ersetzte einige Schindeln auf dem Dach. Wenn die Kinder ihre Arbeit getan hatten, lernten sie, bis die Dunkelheit sie zwang, die Bücher fortzulegen. Die Kerzen wurden knapp.

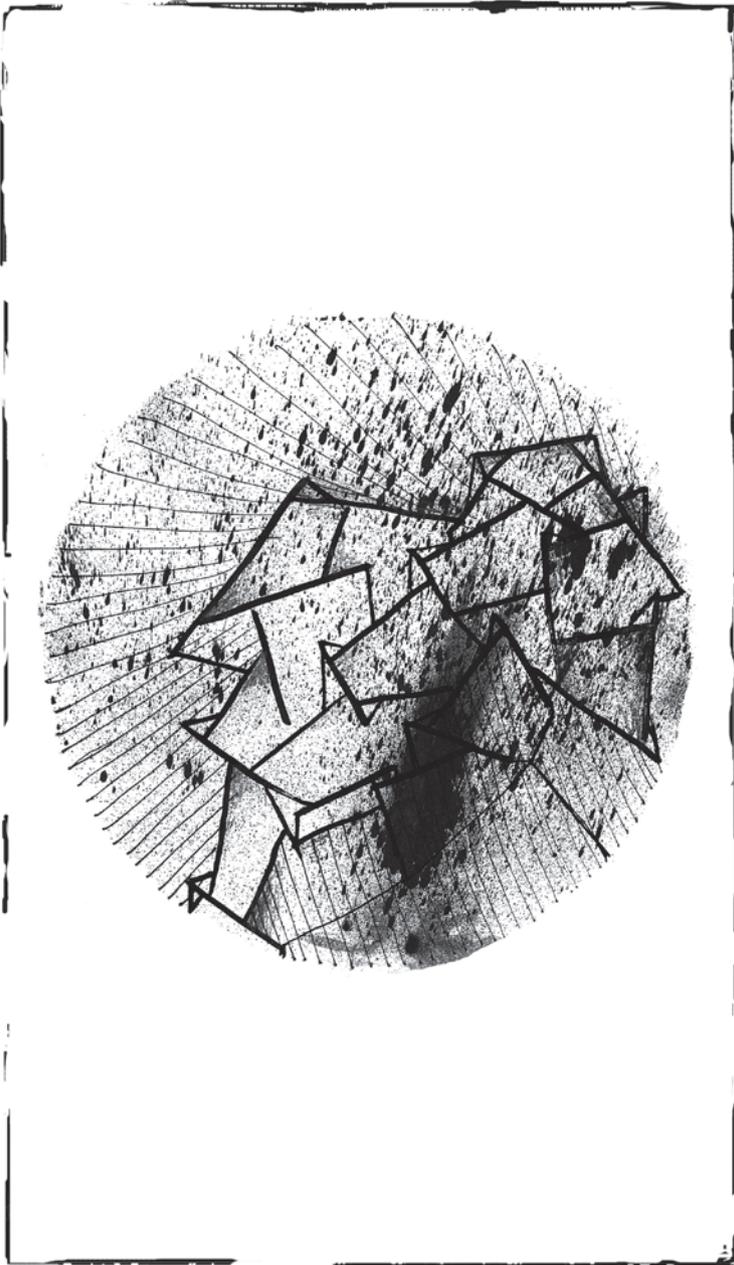
Der erste Schnee lag in der Luft. Seine Frau schien bedrückt. Darauf von ihm angesprochen, versicherte sie aber, alles sei in Ordnung, und legte ihm liebevoll die Hand auf die Wange.

Dann kam der Tag, an dem Josh sich zum letzten Mal in diesem Jahr auf den Weg ins Dorf machte. Vor Sonnenaufgang bepackte er das Pferd mit Körben, Kisten und Flaschen, gab seinen schlafenden Kindern einen Kuss auf die Stirn und verabschiedete sich vor dem Haus unter dem Apfelbaum von der Frau.

»Sonntagabend bin ich zurück. Ich bringe euch Leckereien mit, so viel der Dicke tragen kann.« Er schlug dem Pferd freundlich gegen den Hals. »Sicherlich werden sie mich in der Stadt wieder ordentlich verwöhnen!« Er drückte sie an seine Brust. Der scharfe Wind hatte ihr Tränen in die Augen gebrannt.

Er führte das Tier am Zügel. Nach fünf Minuten erreichte er die Lichtung. Als er sie überquerte, fühlte er sich wie ein Storch im Feld, so musste er die Füße heben, um im dichten Heidekraut nicht zu stolpern. Er schaute zu Boden und fand, dass er, genau in der Mitte der freien Fläche, in einem Kreis aus rußigen Steinen stand, auf den verkohlten Resten eines Lagerfeuers. Der Zügel glitt Joshua aus der Hand.

Er dachte keinen einzigen Gedanken, damit er alle Kraft zum Rennen hatte.



Grafik: Normal Gergely





Eine kurze Geschichte vom Winter

Von Roland Bärwinkel

Die erste Woche im Dezember hatte gute Anstalten gemacht, sich winterlich zu gebärden: Frost in Neumondnächten, die so klar wirkten, als könne man auf die Rückseite ihrer Schatten schauen. Schnee, der herab fiel wie ein jüngerer Bruder all der abtransportierten Herbstblätter. Luftmassen, deren Druck auf den Schultern des Dunstes lastete, als sei der Tag an Nebel und Raureif gekettet. Georg trat sich mit einem von Sicherheitstechnik unbelasteten Fahrrad mühsam durch den Park und sah zu den Atemfahnen der Ilm hinüber. Stillgestellt wirkte der Park irgendwie weiter, nordisch unter seinem genoppten Pelz. Als würden Sniper in tiefster Deckung eins werden mit ihrer Umgebung. Georg amüsierte die Vorstellung, zugleich verunsicherte sie ihn, aber das war ein vertrautes Szenario. Das Wetter betäubte den Tag, sedierte das Licht. Ein Pizzaboden die Sonne, hinter einem Milchglashimmel. Eisangeln, fiel ihm ein, und zum Wort gehörte das Bild der Verrückten, die im kurzen Sommer in Finnland auf Styroporbrettern im See das Eisangeln imitierten mit Hingabe. Am Finnischen Meerbusen hatte er eine Woche verbracht, als die Stadt unter einem fast greifbaren Dunstbaldachin lag und die Menschen ihre Pelzkragen und Tücher und Schals vor Mund und Nase hielten wegen der Kälte, wegen der dreckigen Luft, und er die Menschen und Gebäude bestaunt hatte, die Jogger wie unwirklich, Zombies, diese Dimensionen, das warme Licht der Museen und Kirchen, die Gesichter und Pelzmützen junger Frauen, manche im Minirock mit Strumpfhosen, die Daunenschlafsackqualität haben mussten oder durch ein inneres Feuer auf Temperatur gehalten wurden, Eisköniginnen darunter. Er war völlig unerwartet Eisbadern begegnet. Sie kletterten aus dem Wasser wie aus einer deckellosen Fleischdose. Ihre Körper in Hummerhaut, lachend, als wäre ihr Dasein dieser Art Taufe geweiht.

Die vereisten Ränder der Ilm wirkten wie Reste einer riesigen Oblate, herausgebissen von Ungeheuern der Nacht, zertreten von Flüchtendem. Leute mit eigenem Museum hatten hier gebadet, ein Kind war dort verunglückt, Hunde jagten Enten, eine schmale Fuchsschnauze schipperte, ein Wildschwein rinnte. Bei seinen Angelversuchen hatte Georg einen zerbrochenen Kinderwagen entdeckt, aus dem Grund stieg ein Fahrradlenker auf, das eiserne Geweih eines Maschinentieres. Elender Fön hatte sich vorgestern für Stunden über die Stadt gelegt wie eine lauwarne Heizdecke. Eine Art Zwischenwetter mit pubertären Symptomen. In diesen Tagen hörte er einen Song, von dem er nicht los kam, seit er für sich den Ortsnamen auswechselte: *Hey! / The ice of Weimar is muddy and reflects no light / At day or night / And I slip on it every time*. Wintereinbruch in seiner Stadt, das waren spiegelglatte Fußwege, die kaum jemand räumte. Schneehalden zwischen geparkten Autos, die feststeckten wie Skistiefelkartons in Regalen. Pyramiden vor den Geschäften gegenüber Wohnhäusern berühmter Männer aus Weimars Antike. Geschmückt in der Adventszeit mit Essensresten, leeren Flaschen, Papptellern, einem Kinderhandschuh, Kleiderbügeln aus biegsamem Draht und Hundescheiße. Die Stimmen der Stadtführer kamen schwer an gegen die dämmende und dämpfende Wirkung des Schnees.

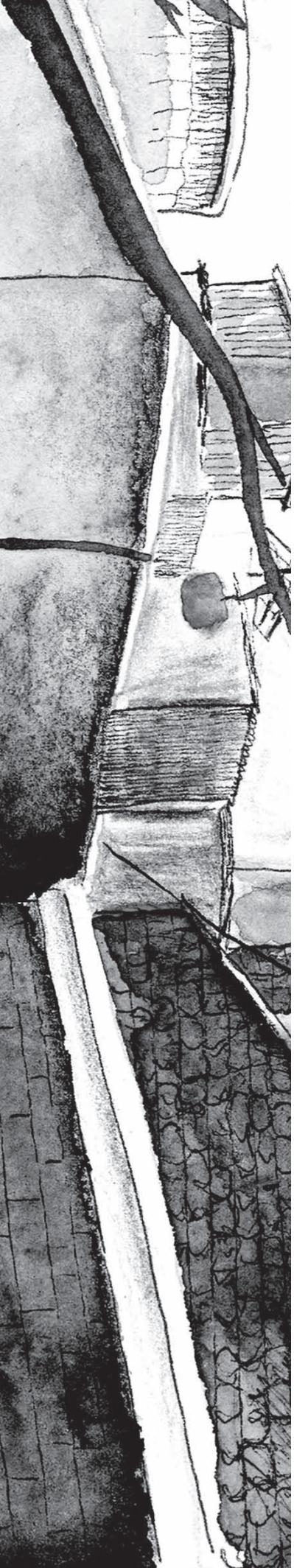
Manchmal zogen Skiläufer über den Theaterplatz, doch waffenlos. Georg war einem in Umbrien begegnet im Sommer, der über das alte Pflaster enger Straßen knirschend und quietschend und schleifend seine Bretter schob, tief entschlossen, etwas anzupacken, zu Ende zu bringen. Aufzufallen. Ein Akt des Widerstands gegen den Klimawandel, den davon unbeeindruckten Alltag. Ein sympathischer Durchgeknallter. Schneemänner und -frauen bewachten die Parkanlagen der Stadt wie Figuren aus einem Psychofilm. Rodelversessene schlifften Tröge in steile kurze Hänge.

Fragile Hüllen von Ballons auf Expeditionen ins Eismeer wurden von Nebel und vereisendem Regen schwer, man warf fast alles über Bord. Kisten Sekt, Portwein und Bier, ein

Teil der Nahrung, Kondensmilch darunter. Doch sie sanken, sanken, stürzten auf Kraterlandschaften, scharfkantige Riffe, man versuchte es zu Fuß weiter, gegen die Eiswälle, die Tücken und Spalten und den Sturm, dessen Kristalle die Haut bis aufs Fleisch aufrissen, und das Eis driftet in die entgegengesetzte Richtung, also steht man an günstigen Tagen nach Stunden entkräftender Quälerei, durchnässt auf immer, mit Erfrierungen und wunden Füßen auf der Stelle, und dann war es das. Georg hatte ein Faible dafür, seit er sich an Winter erinnern konnte. Mit einem Luftschiff einen dritten Pol entdeckend, das wäre seine Ambition. Gemeinsam mit dem Kommandanten und Luftschiffkonstrukteur Hugo Eckener, empfangen von Amundsen, der über das Unrealistische, die Idiotie des Unternehmens schwieg, doch ungläubig nachts eingeholt werden würde von dem Gedanken, weshalb nicht er auf die Idee gekommen war. Eine Straße nach Hugo Eckener benannt in Georgs Stadt, und niemand sprach von diesem Mann, wusste damit etwas anzufangen, auch am Zeppelinplatz nicht. Während über die Zeit in der Stadt der restliche Altschnee mehlig wurde, seifig, und Schneeschieber aus waren, selbst die auf Kamtschatka tauglichen und Einkaufswelten Kerzen und Taschenlampen vorhielten, für den Ernstfall, der immer eintreten konnte, man hatte das 1979 erst gesehen, haha und Brüche die heftigste Begleiterscheinung bei Menschen, Ausgerenktes, Ausgekugeltes, Verstauchtes und Knöchel sich zu Babybowlingkugeln erhoben und Blutergüsse erblühten wie unentdecktes Land ihrer schmerz erfüllten Kontinente und Flaschenhälse aus dem vereisten Teich wie Schnorchel stehender Fische lugten und vor so viel neuem gelbem Schnee Eskimowitz kapitulierte und Dieselfahrzeuge Gift gegen die Häuserfronten im Leerlauf sprühten, lieferten kosmische Schneekanonen polaren Ursprungs anhaltenden Neuschnee, der mit Unschuldsmine herab kam, wie in dem Wolfsfilm mit Liam Neeson als wären das erste Boten einer kleineren Eiszeit. *Don't Eat the Yellow Snow* von Frank Zappa, das wäre die Antwort. Aber gab es zu Zappas Zeiten bereits Schnee?

In einer blauen Winterstunde, der ersten Dämmerung, war Georg hinter dem Webicht ins freie Feld gelaufen, kleine Lichter von LKW auf der B6, ein Schneeräumfahrzeug. Genau so war in *Einer nach dem anderen* der ausgezeichnete Schneepflugfahrer auf einem Feldzug der Vergeltung unterwegs und hatte das vor ihm fahrende Auto mit einem Gangster in den Hang geschossen. Georg wartete, bis sich das Fahrzeug hinter die Gebäude eines Großmarktes schob. Auf dem Feld vor ihm eine Blutspur, Tropfen, als hätte jemand Zweige mit Preiselbeeren niedergetreten. Federn herum. Kalter Ostwind. An solchen Tagen bewohnten Farne und filigranes Blattwerk die Scheiben der einfachen Fenster in den oberen Zimmern bei seiner Oma. Sie hatte ihn als Kind zu Bettsocken, selbstgestrickten, verdonnert. Sie waren in seinen Lieblingsfarben: Blau-weiß. Schnee, Polarfuchs und Eisbär weiß; blau Meer, Libelle, Mondqualle. Die Fahne seines Fußballclubs, Griechenlands und Finnlands. Georg würde gerne dabei sein in Lahti oder Kuusamo, bei den Biathleten. Oder am Abfahrtsrennen teilnehmen in Levi, siegen, der Gewinner bekam ein Ren geschenkt. Seit er das wusste, wollte er kein Sieger mehr werden, obwohl man unmöglich etwas gegen dazugehörige 45.000 Schweizer Franken einwenden konnte. *Weimar on Ice*, erst um das Pferd von Carl August, dann auf dem Theaterplatz. Das Pflaster vor der Bibliothek hatte sich durch Frostschäden gehoben, aber das Denkmal hatte metallicblau gestrahlt. Wenn Georg mit Freunden Schiller und Goethe umkreiste, alberten sie herum oder ramnten in die Banden, ahmten den Bodycheck echter Eishockeyprofis nach. Es gab Alkohol, flüchtige Küsse, cooles Mitgegröle von Weihnachtsliedern, an denen sie sich längst überhört hatten. Georg trickste, brachte einen Sprechgesang in Finnisch vor, brach vor Lachen ab nach etwas, das er die erste Strophe nannte. Er wäre jetzt gerne im Norden Lapplands, unterwegs mit einem Schneemobil. Nicht





das hier, das ewig gleiche. Noch waren es zwei Wochen bis zum Fest. Der angeleuchtete Schiller aber schien sein Vergnügen zu haben. Man könnte ihm Kopfhörer aufsetzen, mit *Fifteen Feet of Pure White Snow*, von Nick Cave. Jetzt jedoch erblickte Georg Hundespuren am Rand eines Waldstücks, anderen Tieren konnte er diese Abdrücke nicht zuordnen, also Hundespuren und irgendwo voraus gab es diese Schießanlage und Schützen und Jäger und Waffennarren. Und Georg wurde zu Julius Winsome, der in Gerard Donovans Roman *Winter in Maine* die Möglichkeit zum Leben in einsamen Wäldern erhält, in einer ganz gut ausgestatteten Hütte, mit seinem Hund. Und Julius überzeugt seinen Erfinder, dass es andere Möglichkeiten geben musste, weiter zu leben, als gezwungen zu werden, in Trauer um den Verlust seines Tieres, das getötet worden war, sein Dasein auf Rache zu schrumpfen, zum Mörder zu werden.

WinterWinter

Winter Winter
behutsam ist der blaue Schnee
ich rufe
in kühlen Stuben rauscht die Stille
erfüllt von leiser Antwort dunkler Fragen
der Ofen ist müde
wärmt mir seine eigenen Glieder
bis das schwarze Eis
fließt in meinen Adern
Gedanken rosten rauh
und das Herz jagt den neuen Takt
als die Schatten stehen erschöpft
und der weiße Leib erstarrt
im Winter im Winter

Harald Kappel



Im Oktober macht jeder das seine
So ist es vereinbart bei uns
Der eine trägt hohe Stiefel
Der andere trinkt ohne Ende
Aus Strohhalmen Pfützen im Pflaster
Ein Kelch mit geronnenem Saft
Zerschlagen zerläuft auf den Dächern
Wir kaufen uns frei wir denken an später
Das später ist später ist später
Jeder Tag wird verkürzt jeder Tag wird gestrichen
Man trägt wieder dringender Kleidung
Man traut sich zu essen man spricht übers Ende
Man spannt seine Haut auf die Heizung
Im Oktober backen wir Kuchen aus Erde
Essen Haare und Fleisch
Verflechtungen von Einsamkeit sind
Verflechtungen von Wirbelsäule

Slata Roschal



Mann vor Winter

Von Matthias Engels

Ein Mann steht vor seinem Winter.

Er steigt aus dem Schlaf und geht ins Haus.

Aus den Briefen fischt er einen heraus. Er ist von ihm. Ein alter Plan steckt darin und er stellt fest, er kann ihn nicht mehr lesen.

Er fragt seinen Schatten, aber der ist das Stillstehen leid und winkt ihm wortlos zum Abschied. Ein Mann sieht eine Wand an, sieht aus dem Dunkel. Vor dem Haus steht eine Hoffnung. Man sieht es nicht, aber eine Ahnung frisst an ihr, ganz langsam, von unter der Rinde.

Ein Mann sieht in einen alten Spiegel, aber der Junge darin ist verschwunden. Ein Mann setzt sich zu seinen Zweifeln. Sie rücken auf und machen Platz. Er blättert in Bildern, merkt, dass er nicht darin vorkommt und schaltet sie ab.

Er isst noch etwas von seiner Gewohnheit, trinkt den Tag aus, rückt die Ängste in den Regalen zurecht. Er tastet nach seinem Gesicht, das er unter das Kissen gelegt hat, in der Hoffnung, sich so vielleicht diesen Morgen daran zu erinnern. Er horcht auf das Rauschen. Die Maschine verrichtet ihre sinnlose Arbeit. Er achtet nicht weiter darauf, schneidet sich die Wünsche, kämmt seine Gedanken streng, legt eine Vorsicht auf und schlüpft in eine Erscheinung.

In der Bahn schwitzen links und rechts Geheimnisse, deren Geruch er schwer ertragen kann, dampft Dummheit, drängen Hormone zum Botenstoff, dösen Dramen träge vor sich hin.

Auf der Arbeit konfrontiert man ihn mit Leben, mit lauter MENSCH. Er erträgt es und denkt dabei an sein Spiel.

Er sucht überall einen Horizont, eine Null-Linie ohne Ausschlag, eine millimetergenaue Eichung; ertappt sich, wie er mit der Schuhspitze Krater scharrt in die Grasnarbe des Parks, auf der Suche nach Kabeln und Kupferrohren. Mit dem Finger versucht er Löcher zu bohren in brüchige blaue Stellen am Himmel, er vermutet dahinter ein Drahtgeflecht.

Er kauft ein Tuch. Den Zweck kann er der Verkäuferin nicht nennen, er braucht es weder für Tisch, noch Hals, noch Bett und es fällt ihm schwer, sich zu besinnen:

Was war noch Tisch, was Hals, was Bett? Die Verkäuferin kassiert seine Würde und legt sie in die Kasse.

Er braucht das Tuch für die Nacht. Ob die Welt schläft wie der schwatzhafte Vogel, wenn es sich schwärzt um sie herum?

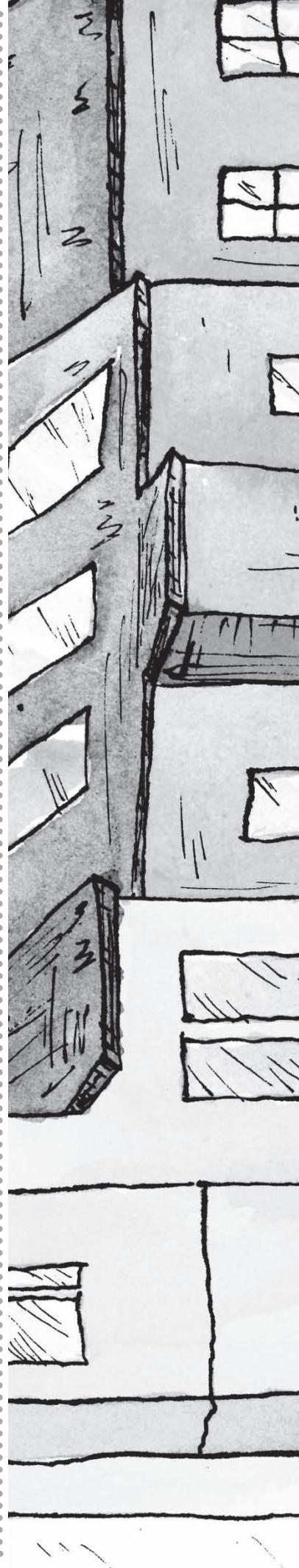
Ein Mann schüttelt den Kopf. Immer schwirrt ihm das Staunen genau ins Auge! Er nimmt seine Maske ab, wischt es fort und setzt sie wieder auf. Ein Mann fährt heim. Unterwegs sieht er flackernde Vergnügen und wie Feuerwerkskörper verglühende Versprechen. Er steigt aus, seine Haltung lässt er im Wagen. Unter seinen Schuhen splintern die Minuten wie Murmeln.

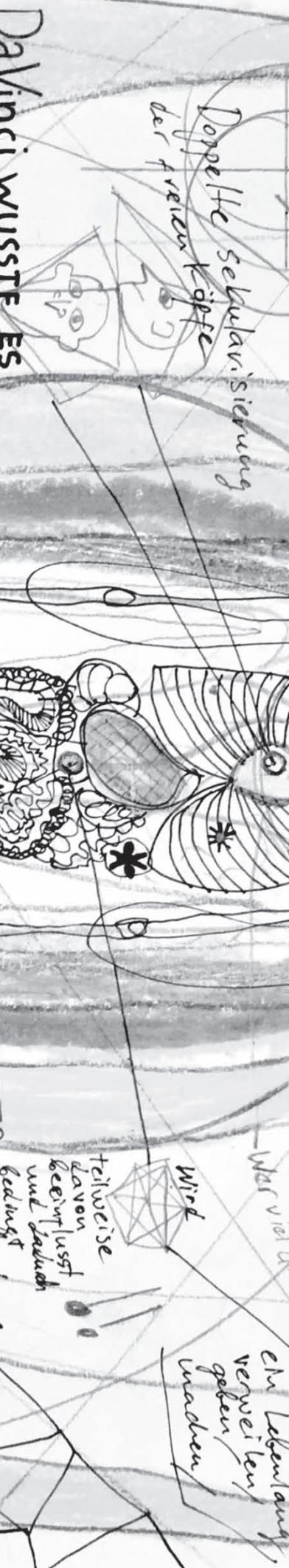
Am Zaun lehnt sein Schatten und friert. Im Nachbarhaus wohnen Wort, Hunger und Armut und werfen Blicke von hinter den Vorhängen. Sicher hat er Morgen wieder eine Häme an die Hauswand geschmiert.

Ein Mann steht vor seinem Winter. Er kommt ins Schwitzen und nimmt den Mut ab, entledigt sich seines Gewissens. Er liest ein paar Minuten auf und rollt sie hinüber zum Zaun. Er war nie gut darin und der unbekannte Junge am Zaun schmunzelt.

Ein Mann atmet einen Abend. Von drinnen rufen die Dinge, rufen die Bilder, ruft die Angst. Er hört die Hast laut klingeln.

Ein Mann steht am Zaun und streckt die Spitze der Zunge heraus, ganz langsam und nicht sehr weit. Ein Mann schmeckt seine Zeit, sie schmeckt salzig und leicht nach Eisen.





Ein Mann steht im Winter und fühlt, wie sein Bedauern taut. Er hat den Haufen Verzicht unter dem Baum im Herbst nicht aufgekehrt, täglich fiel Blatt auf Blatt. Er wollte die Wut nicht wecken, die darunter schläft wie ein kleiner Nager.

Er fühlt wieder sein Gesicht und versucht einen Ausdruck. Im Zimmer spürt er seine Hände und denkt: Eine Tat wäre ein Gedanke.

In der Besteckschublade findet er einige kleine Möglichkeiten, zusammen mit Büroklammern, Reißngeln und Schlüsseln, für die es kein Schloss mehr gibt.

Ein Mann findet einen Faden und den kläglichen Stummel eines Stifts. Er sieht kleine Partikel Graphit in kleinen Scharten eines Gewebes aus Fasern zurückbleiben und ein Stauen schwirrt wieder direkt in seine Augen. Er lässt es dort und freut sich am Prinzip der Reibung.

Reibung erzeugt Wärme, sagt sein Schatten und schaut ihm interessiert über die Schulter.

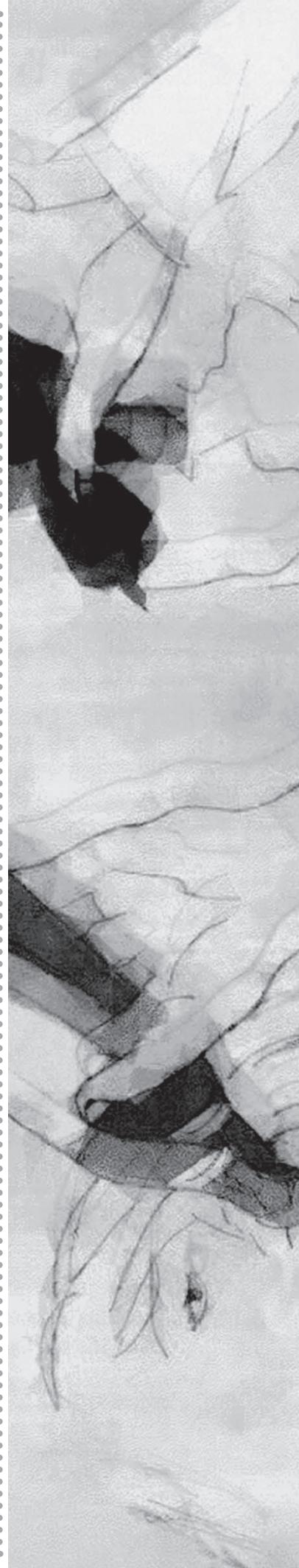
Ein Mann denkt einen Weg, ein Mann denkt einen Wald.

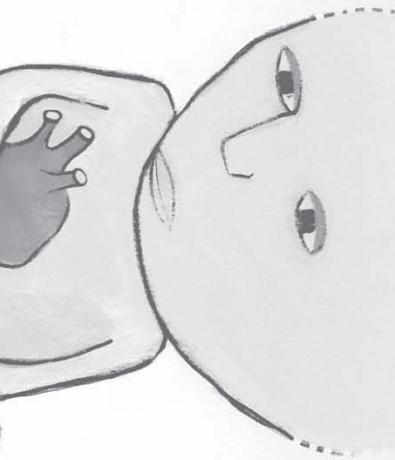
In einer Ecke spinnt etwas einen Faden. Ein Mann schreibt sein Leben. Das Papier bleibt winterwei, aber die Reibung der Schreibhand erwärmt es langsam.

Ein Mann setzt zögernd Zeichen auf ein fragwürdiges und irgendwann zerfallendes poröses Material und irgendwo tief unten, im staubigen Bauch eines dunklen Mbels, antwortet etwas mit leisem Pochen, was der Mann jetzt noch nicht hören kann.



Grafik: Hagen Klennert





Kalte Gedanken

Ich mag den Winter nicht.
Aber ich mag auch nicht schlecht über ihn reden.

Obwohl.

Er ist kalt, dunkel und alt.
Sein Eis ist glatt und schmeckt nicht nach Vanille.
Statt Melonen Depressionen in den Wohnungen.

Im Leben zwischen Frieren und Schwitzen
erklären sich Erkältungen hüstelnd.
Angezogen wie eine Zwiebel im immer müden Matsch.

Dass es jetzt so schön schneit, passt mir gar nicht.

Karl Porges

Das nächste hEFt erscheint Ende März 2018

Offene Redaktion: 1. Februar

Redaktions- und Anzeigenschluss: 22. Februar

Kontakt: redaktion@heft-online.de

Thema: Flieht, ihr Narren!

hEFt sucht

Das Thema der nächsten Ausgabe lautet »Flieht, ihr Narren!«. Wir suchen Schreiber/innen, Zeichner/innen und Fotograf/inn/en, die zu diesem dankbaren Thema einen Beitrag leisten möchten. Bei Interesse meldet euch unter: redaktion@heft-online.de oder telefonisch 0361 2115966.

hEFt zum Mitnehmen

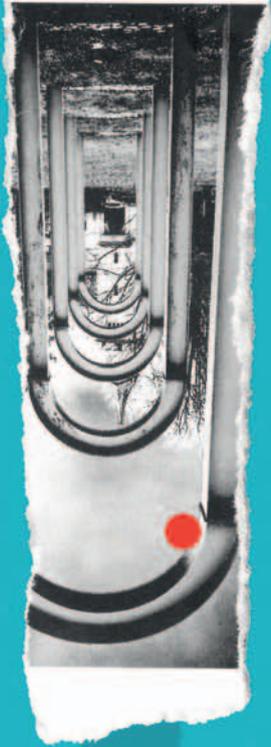
Erfurt Bibliothek am Domplatz, Buchhandlung kleingedrucktes, Buchhandlung Peterknecht, Buchhandlung Tintenherz, Campus Hilgenfeld, CKB, Copy-Team, double b, Franz Mehlhose, Füchsen, Haus Dacheröden, Kaffee Hilgenfeld, Kinoklub am Hirschlachufer, Klanggerüst, Klara Grün, Krämerbrücke 25, Kunsthaus, Kurhaus Simone, Nerly, Peckham's, Radio F.R.E.I., Red-RoXX, Speicher, Stadtgarten, Steinhaus, Tikolor, Wildfang, Weinatelier Rue // **Altenburg** Paul-Gustavus-Haus // **Böhlen** Thüringische Sommerakademie // **Eisenach** TAM // **Gera** Clubzentrum COMMA // **Gotha** art der stadt // **Greiz** Alte Papierfabrik // **Jena** Café Wagner, Kunsthof Jena // **Lauscha** Goetheschule // **Meiningen** Kunsthaus // **Nordhausen** studio 44 // **Rudolstadt** saalgärten // **Saalfeld** SRB Offener Kanal // **Schmalkaden** Villa K. // **Suhl** Kulturbaustelle, Provinzkultur e.V. // **Weimar** ACC, mon ami

hEFte zum Herunterladen
unter www.heft-online.de



Autor/innenverzeichnis

ROLAND BÄRWINKEL, Veröffentlichungen im deutschsprachigen Raum, in Bulgarien und Finnland // TILL BENDER, Autor und Drehbuchschreiber, Bremen // MARLENE BORCHERS, Jg. 1997, geboren in Bremen, studiert voller Leidenschaft Literaturwissenschaft an der Uni Erfurt // ANNE BÜTTNER, damals geboren und bis heute nichts daran geändert. Schreibt und atmet gern: am liebsten zeitgleich. Meistens in Berlin. Zweitmeistens in Erfurt. Bei Stau oder Gleisbetarbeiten auch mal dazwischen. www.facebook.com/anne.schreibt // MATTHIAS ENGELS, geboren 1975 am Niederrhein, lebt im westfälischen Steinfurt. Veröffentlicht seit 2008 Romane und Lyrik. Matthias Engels ist Mitglied im VS NRW. // LORD FAUNTLEROY war als kleiner Junge an der Seite von Alec Guinness in einem relativ bekannten Weihnachtsfilm zu sehen, mittlerweile ist er der mittellose Earl von Dorincourt (diverse Finanzspekulationen), hat seine Schreibleidenschaft bei einer langweiligen Maßnahme vom Arbeitsamt entdeckt, in Deutschland ist er, weil die Queen ihn höflich des Landes verwiesen hat, James Bond ist sein Großonkel mütterlicherseits // NORMAL GERGELY, Jg. 1983, visual and sound artist from Hungary. Abstract-expressionist painter and graphic designer at Normal ILLUstrations. Noise-experimental soundartist under the name of Reisebüro86 and a project member of Toth Kina Hegyfalú too. www.normalgergely.tk // DESIREE HAAK, Jg. 1989, Historikerin, freie Autorin sowie Mitarbeiterin für Wissenschaftskommunikation an der Universität Erfurt // REINHARD HUCKE, Jg. 1976, Medienwissenschaftler und Rundfunkredakteur bei Radio F.R.E.I., Erfurt // HARALD KAPPEL, Jg. 1960, aus Aachen, Arzt, Studium Kommunikationswissenschaft mit Schwerpunkt »Kreatives Schreiben«, Leiter von Schreibkursen, zahlreiche Veröffentlichungen // HAGEN KLENNERT, geb. 1962 in Erfurt, aufgewachsen in Moskau und Berlin, Lehre als Maler und Lackierer, Dekorationsmaler, freiberufliche Tätigkeit als Maler und Grafiker in Hamburg, seit 1987 Ausstellungen und Arbeit für Theaterprojekte im In- und Ausland, lebt und arbeitet in Berlin, www.hagenkennert.de // KATHLEEN KRÖGER, Jg. 1995, geboren in Halle, studiert in Erfurt Literaturwissenschaften und Geschichte // ANNABELL KÜSTER, Jg. 1997, studiert Germanistik an der Uni Erfurt, ist für Poesie und witzige Illustrationen zu begeistern, mag Katzen und Kaffee // GORCH MALTZEN, Jg. 1987, lebt in Weimar, Veröffentlichungen u.a. in Metamorphosen, Am Erker, Bella triste // ALEXANDER PLATZ, Jg. 1975, Erfurt // DR. KARL PORGES, Jg. 1976, Lehrer, www.karl-porges.de // THOMAS PUTZ, Jg. 1972, Kulturarbeiter, Erfurt // CAPI RABOT, o.J., unauflösbarer Interessensgegensatz, arbeitet deshalb (mit anderen) an seiner Abschaffung // SLATA ROSCHAL, Geboren 1992 in Sankt-Petersburg (Russland), wohnt in Greifswald (demnächst München), 2010–2016 Studium der Germanistik, Slawistik und Vergleichenden Literaturwissenschaft auf B.A. und M.A. in Greifswald, seit 2017 Promotion in Slawistischer Literaturwissenschaft an der LMU München // LYDIA SCHULGINA wurde 1957 in Moskau geboren, studierte dort Buchillustration, erlangte schnell Bekanntschaft als Kinderbuchillustratorin, wandte sich aber ebenfalls schon bald Motiven des jüdischen Lebens und der Tora zu. Die Künstlerin verstarb im Jahr 2000 in Pinneberg. Ihre Werke wurden in über 60 Ausstellungen auf der ganzen Welt gezeigt und befinden sich nun in zahlreichen Museen und Sammlungen der Welt. schulgina.de // CARSTEN STEPHAN, geb. 1971 in Dessau, lebt in Frankfurt am Main und schreibt v.a. komische Lyrik. // MAX WALTHER, Jg. 1989, Erfurt // STEFAN WERNER, Jg. 1975, Erfurter



ten die Filme u
 sich in einen Z
 en zu sein: Ant
 s besucht, Res
 ner und eine
 In Anthos' Ke
 Abdrücke ih
 schiedenen l
 Sie schne
 stellten gro
 mittlerweile
 mbiegestalte
 inliche Gesc
 uen Event gä
 des Mal ein
 bei gebliebe
 en Sonderlin
 eines Tage
 anz harmlos
 machen wü
 in 'der es
 gabe und in
 n, die sich e
 e irgendw
 kurze We
 über ein a
 nung, Bevo
 dem Mom
 nichts von
 n plötzlich
 hr damit r
 reits für e
 mal Neben
 ein Brot, aus
 n einen Stuhl,
 ner arbeitsteil
 nd sind unbest
 , daß jeder b
 nt, die aus gut

die Hexe ih
 n Königs
 daß er in

...STRASSE

